

Christine Bénévent, Emmanuelle Chapron, Jean-Dominique Mellot (dir.), OÙ va l'histoire du livre? Bilans et chantiers dans le sillage d'Henri-Jean Martin (1924–2007), Genève (Librairie Droz) 2020, 417 p. (Histoire et civilisation du livre – Revue internationale, XVI), ISBN 978-2-600-06220-6, EUR 40,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hans-Jürgen Lüsebrink, Saarbrücken

Der vorliegende Band der renommierten buchhistorischen Zeitschrift »Histoire et Civilisation du Livre« enthält zunächst einen umfangreichen Thementeil und dann sechs Einzelstudien zu verschiedenen Themenbereichen der Buchhistorie und schließlich einen Rezensionsteil. Der von Christine Bénévent, Emmanuelle Chapron und Jean-Dominique Mellot herausgegebene Thementeil trägt den Titel »Où va l'histoire du livre? Bilans et chantiers dans le sillage d'Henri-Jean Martin (1924–2007)« und ist dem zweifellos wichtigsten und einflussreichsten französischen Buchhistoriker gewidmet. Er verfolgt die Zielsetzung, die von ihm in wegweisenden und international breit rezipierten Publikationen wie seinem mit Lucien Febvre 1957 veröffentlichten Buch »L'apparition du livre« und der mit Roger Chartier 1983 herausgegebenen, monumentalen »Histoire de l'édition française« entwickelten Fragestellungen und Forschungsansätze systematisch weiterzudenken und weiterzuentwickeln.

Das vorgelegte Dossier ist mit 16 Beiträgen ebenso reich wie vielfältig und – fast notwendigerweise – recht heterogen. Nach einer sehr substantiellen Einleitung des Mitherausgebers Jean-Dominique Mellot folgen zwei Sektionen (»Défrichements et découvertes«, »Réceptions européennes d'H.-J. Martin«) mit Beiträgen von Catherine Rideau-Kiruchi, Paul Saenger, Olivier Desgranges, Lodovica Braidà, Raphaële Mouren und Charlotte Kempf zur Bedeutung des Werks von H.-J. Martin und seiner Rezeption in Italien, Großbritannien und Deutschland. Die folgende Sektion, mit Beiträgen von Isabelle Pantin, Sachiko Kusakawa und Max Engammare ist Fragen der typografischen Gestaltung und der Text-Bild-Relationen in buchhistorischer Perspektive gewidmet. In der letzten Sektion (»Chantiers«) knüpfen mehrere Beiträge ausdrücklich an Forschungen und Forschungsansätze von H.-J. Martin an, wie die Studien von Emmanuelle Chapron zu den Erziehungsbüchern (»livres d'éducation«) im Frankreich des 18. Jahrhunderts und der die Schlussfolgerungen des Thementeils umfassende Beitrag von Roger Chartier über »Les paradoxes d'un historien: Henri-Jean Martin«. Die Beiträge von Grégoire Holtz zu dem Kupferstecher Melchior Tavernier, von Alain Riffaud zur Thematik der Privilegienvergabe im Verlagswesen des 17. Jahrhunderts, von Virginie Cerdeira zum »Mercure françois« unter buchhistorischem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Blickwinkel und von Olivier Grellety Bosviel zur Publikation von Lieder- und Notenbüchern (»livres de musique«) betreffen spezifische Fallstudien, die jedoch durchgehend an wichtige Fragestellungen und Forschungsfelder von H.-J. Martin anschließen.

Für die an buchhistorischen Forschungsperspektiven in interdisziplinärer Perspektive interessierten Leserinnen und Leser sind vor allem folgende Beiträge von herausragendem Interesse. Zunächst der Einleitungsbeitrag von J.-D. Mellot, *conservateur* an der Bibliothèque nationale de France und Schüler von H.-J. Martin, der den Titel des gesamten Dossiers trägt und in sehr informativer und bestens dokumentierter Weise die Bedeutung der Forschungen und Publikationen von H.-J. Martin herausarbeitet und die vorliegenden Beiträge hiermit in Verbindung setzt. Präzise zeigt er die vielfältigen Beziehungen der buchhistorischen Forschungen von H.-J. Martin mit den Ansätzen der Annales-Schule auf, die sein erster Mentor, Lucien Febvre, zusammen mit Marc Bloch Ende der 1920er Jahre begründete. Ihnen verdanke das Werk Martins seine interdisziplinäre Ausrichtung und seine Rezeption in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen, von der Geschichtswissenschaft über die Kultur- und Literaturwissenschaften bis hin zur Musikgeschichte. Mellot unterstreicht, wie auch mehrere Beiträge des vorliegenden Bandes, insbesondere der US-amerikanische Buchhistoriker Paul Saenger in seinem Beitrag »Henri-Jean Martin and the Birth of the History of Reading. A Memoir« (S. 51–60) und der französische Buch- und Kulturhistoriker Roger Chartier, die »unersättliche Neugier« (»l'insatiable curiosité«, S. 247) H.-J. Martins: sie habe ihn von seinem ursprünglichen Lehr- und Forschungsfeld, den Inkunabeln und der Manuskriptkultur des Mittelalters, sukzessive zu neuen Forschungsobjekten geführt: zur Geschichte des gedruckten Buches in der Frühen Neuzeit, seiner Drucker, Verleger und Leser; zu den vielfältigen Beziehungen zwischen mündlichen und schriftbasierten, gedruckten und in Manuskriptform zirkulierenden Kommunikationsmedien; zur Geschichte der Zensur; und zu Bereichen wie der Kolportageliteratur, wie z. B. der sogenannten *Bibliothèque Bleue*, deren Erforschung er mit dem ihm eigenen Sinn für Paradoxien und rhetorische Pointen u. a. wie folgt begründete: »nos bibliothèques sont remplies de livres qui n'ont jamais été lus – alors que les livres lus ont, pour beaucoup, disparu« (zit. bei Mellot, S. 31). Martin stellte in seinen letzten Publikationen und Interviews auch die Frage nach der möglichen Integration der Buchwissenschaft in die Medien- und Kommunikationswissenschaften offen zur Diskussion – eine derzeit auch in Deutschland kontrovers diskutierte Thematik¹, zu der J.-D. Mellot in seinem Einleitungsbeitrag sehr dezidiert Position

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90516](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90516)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Vgl. die derzeitige Debatte um die Neubesetzung des Lehrstuhls für Buchwissenschaft an der Universität Leipzig und seine Denomination u. a.: Thomas Thiel, Leipzig liest kein Buch, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 184, 10.8.2022, S. 9.

bezieht für die Autonomie der Buchgeschichte und -wissenschaft als Disziplin und Forschungsfeld (S. 32).

Roger Chartier weist in seinem kurzen, sehr dichten und anregenden Beitrag »Paradoxies d'un historien: Henri-Jean Martin« (S. 243–247) auf das Paradoxon der engen, aber zugleich widersprüchlichen Zusammenarbeit von H.-J. Martin und L. Febvre hin. Martin habe »L'apparition du livre«, das er nach dem Tod Febvres im Jahre 1956 allein zu Ende geführt habe, »mit, für, aber auch gegen Lucien Febvre geschrieben« (»En un certain sens, écrit avec et pour Lucien Febvre, ›L'apparition du livre‹ l'est aussi contre lui«, S. 245). In der Tat betonte Martin, ganz im Gegensatz zu Febvre, in den von ihm verfassten Teilen des gemeinsamen Werkes die Bedeutung der Geschichte des nicht gedruckten, als Manuskript zirkulierenden Buches; er sah, anders als sein Co-Autor und auch im Gegensatz zu den späteren Forschungen von Elizabeth Eisenstein², in der Erfindung des Buchdrucks und ihren Auswirkungen kein innovatives Ferment, eine 1957 überzogen formulierte Position, die Martin in späteren Forschungen deutlich nuancierte; und Martin richtete, anders als Febvre, der vor allem an den sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Dimensionen der Buchgeschichte interessiert war, seinen Blick systematisch auch auf die Mikrostrukturen der Materialität des Buches, von der Typografie bis zu Formaten, Drucktypen und Vignetten, als bedeutungstragender und leserlenkender Dimension, eine Forschungsperspektive, die in der Folge u. a. Donald Francis McKenzie, Armando Petrucci und Roger Chartier weiterverfolgen sollten.

Der Beitrag von Charlotte Kempf (»Différences partagées. Buchwissenschaft et Histoire du livre en Allemagne et en France«, S. 99–111) zeigt Konvergenzen und Unterschiede zwischen der – in Deutschland nur an wenigen Universitäten verankerten – Disziplin der Buchwissenschaft und der französischen *Histoire du livre* in der von H.-J. Martin begründeten Tradition auf. Auffällig und zugleich zu beklagen ist, wie C. Kempf aufzeigt, dass die deutsche Buchwissenschaft deutlich weniger interdisziplinär ausstrahlt als ihr französisches Pendant. Zu bedauern sei auch, so C. Kempf, dass das Pionierwerk H.-J. Martins diesseits des Rheins weit weniger Aufmerksamkeit, Würdigung und kritische Weiterentwicklung gefunden habe als in anderen Wissenschaftskulturen. Detailliert und eindrucksvoll belegen dies der erwähnte Beitrag von Paul Saenger sowie die Beiträge von Raphaële Mouren zur Rezeption Martins in Großbritannien und von Lodovica Braida zu dem – vor allem durch den Paläografen Armando Petrucci vermittelten – Einfluss der Werke Martins in Italien. So liegt im Deutschen – anders als im Italienischen, Englischen, Spanischen, Portugiesischen, Chinesischen und Japanischen – weder eine Übersetzung von »L'apparition du livre«

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90516](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90516)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Siehe vor allem ihre wegweisenden Bücher: Elizabeth Eisenstein, *The Printing Press as an Agent of Change*, Cambridge 1979; Id., *The Printing Revolution in Early Modern Europe*, Cambridge 1983.

noch anderer Werke Martins vor, ebenso wenig wie etwa die Publikationen seines Schülers Frédéric Barbier, die zahlreiche Bezüge zur Buchgeschichte des deutschen Kulturraums aufweisen, bisher ins Deutsche übersetzt wurden³. Die Gründe hierfür sind vielfältig und reichen von der anders gelagerten Ausrichtung der Buchwissenschaft in Deutschland bis hin zum – auch sprachlich bedingten – gesunkenen Interesse an französischen Forschungen und Publikationen auch im Bereich der deutschen Kultur- und Geschichtswissenschaften.

Die sechs Beiträge zur Buchgeschichte (»Études d'Histoire du livre«), die an das Themendossier anschließen, umfassen spezifische Fallstudien und betreffen sehr unterschiedliche Objekte, die von der Produktion von Mathematikbüchern im Paris des 16. Jahrhunderts (Alissar Lévy) über die Verlagsgeschichte der Zeitschrift »Mercure françois« (Virginie Cerdeira) und das Forschungsfeld der Zensurgeschichte (Nicolas Schira) bis zum House of Galgani, einem für den englisch-französischen Kulturtransfer im 18. Jahrhundert wichtigen Verlagshaus (Diana Cooper-Richet), reichen. Die dichte und anregende Studie von Catherine Volpiac-Auger über die »Réflexions et Observations sur l'Esprit des Lois« de Claude Dupin ist für Spezialisten des Werks von Montesquieu von Interesse, betrifft jedoch nur sehr am Rande die im Zentrum der Zeitschrift stehenden buchhistorischen Fragestellungen. Unter diesen Studien ist besonders die detaillierte und bestens dokumentierte Untersuchung von Anne Boyer und Francis Freundlich zur Zirkulation und Überwachung von klandestinen Büchern im Frankreich des 18. Jahrhunderts (»Colporteurs ›sous le manteau‹, compagnons imprimeurs et intermédiaires du livre clandestin dans les papiers du commissaire Philippe-Aignan Miché de Rochebrune [1701–1774], S. 325–350) hervorzuheben.

Unter den insgesamt neun Rezensionen dieses Bandes ist vor allem Frédéric Barbiers Besprechung des Bandes »Michel Foucault et la question de l'auteur. ›Qu'est-ce qu'un auteur?‹ Texte, présentation et commentaire« (2019), der von Dinah Ribard herausgegeben wurde, erwähnenswert. Der Rezensent zeigt sehr präzise das methodische und theoretische Innovationspotential des 1969 erschienenen, viel zitierten Textes von Foucault, aber auch seine zahlreichen Lücken und Widersprüche auf. Mit Recht betont Barbier die bisher eher marginale Stellung der Kategorie des »Auteurs« und der Autorfunktion in der buchhistorischen Forschung (»l'auteur en tant que tel est jusqu'à présent resté relativement en retrait de travaux d'histoire du livre«, S. 409). In einer Fußnote fügt Barbier schließlich folgende kritische Anmerkung zu den allzu selektiven, ausschließlich auf französisch- und englischsprachige Titel beschränkten bibliografischen Referenzen des rezensierten Werkes hinzu: »Le fait que les références bibliographiques proposées (même les plus récentes) soient exclusivement en français ou en anglais nous semble à cet égard révélateur



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ Siehe hierzu den Beitrag von Mellot, S. 18, Fußnote 27.

d'un problème persistant, et auquel l'historien du livre doit impérativement être sensible» (S. 409).

Dieser kritischen Feststellung ist uneingeschränkt beizupflichten, auch im Hinblick auf mehrere Beiträge des oben besprochenen Themendossiers zum Werk Martins: im Gegensatz zu H.-J. Martin selbst, dessen Werk sich durch eine komparatistische und transkulturelle Ausrichtung auszeichnet und Publikationen nicht nur erwähnt, wenn sie auf Französisch oder Englisch vorlagen, ist eine Reihe von Beiträgen in dieser Hinsicht recht frankozentrisch, auch was die bibliografischen Referenzen angeht, wie etwa die Studien von Isabelle Pantin, Max Engamma und Emmanuelle Chapron, deren recht knapper Beitrag zu den Erziehungsbüchern des 18. Jahrhunderts (»Une approche appuyée sur les travaux d'Henri-Jean Martin: le livre d'éducation au XVIII^e siècle«, S. 211–224) auch angesichts der umfangreichen (aber nicht erwähnten) Forschungen zu dieser Thematik vor allem in Deutschland unbedingt im Titel den Zusatz »en France« hätte enthalten sollen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2022.3.90516](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90516)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Wolfgang Breul, Benjamin Marschke,
Alexander Schunka (Hg.), Pietismus und Ökonomie
(1650–1750), Göttingen (V&R) 2021, 476 S., 4 Abb.,
1 Graf. (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, 65),
ISBN 978-3-525-56042-6, EUR 85,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Guillaume Garner, Lyon

À partir du constat que les rapports entre piétisme et économie ont été négligés par l'historiographie, ce volume collectif entend étudier les rapports des acteurs et des communautés piétistes à la pensée et aux pratiques économiques du milieu du XVII^e à la fin du XVIII^e siècle. Durant cette période, l'exploitation de nouveaux marchés hors d'Europe, l'émergence en Europe de nouvelles formes de consommation, la constitution de discours savants sur l'économie suscitent des frictions entre les idéaux religieux portés par des mouvements de réforme très dynamiques et les nouvelles réalités économiques et sociales. Comme le rappellent les éditeurs dans leur introduction, la réaction du piétisme à ces mutations est marquée par une ambivalence fondamentale: d'un côté, il condamne certains effets de ces mutations économiques, qu'il s'agisse de la montée de la pauvreté ou de l'essor du luxe; d'un autre côté, acteurs et institutions piétistes suivent une rationalité économique fondée sur une gestion rationnelle des ressources et la recherche du profit.

Une première partie confronte les principes sous-tendant les pratiques économiques aux normes et discours religieux portés par le piétisme. Justus Nipperdey y montre les affinités entre le caméralisme et les discours économiques piétistes, qu'il s'agisse du travail comme moyen d'assistance aux pauvres ou de la relation ambivalente à l'émergence de l'économie de marché et du capitalisme. Deux études portent sur August Hermann Francke: le réformateur de Halle voulait repenser l'activité économique pour la rendre conforme aux principes piétistes (Peter James Yoder); s'il voyait dans le succès de sa fondation à Halle la preuve d'un soutien divin, son refus obstiné de publier les comptes de ses institutions a affaibli sa crédibilité (Veronika Albrecht-Birkner). Alors que Hans Schneider étudie la politique d'accueil de réfugiés piétistes menée par le comte d'Ysenburg-Büdingen à partir de 1712, Matthias Plaga-Verse et Katherine Carté Engel soulignent que les communautés piétistes développent des activités dans des secteurs diversifiés et que la religion y apparaît comme un moteur de l'activité économique d'une manière qui mêle égalitarisme et adaptation (non dépourvue de contradictions) à la société d'ordres.

La deuxième partie déplace le regard vers l'étude des pratiques économiques concrètes, notamment en vue de financer les activités religieuses et missionnaires liées au piétisme. Ces entreprises ont parfois été économiquement fragiles comme



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

le prouvent les cas du »Journal de Halle« (Kai Lohsträter) et du financement de l'édition d'une Bible grâce à une loterie (Hans-Jürgen Schrader) ou les tentatives d'introduire la sériciculture en Prusse (Ann-Kathrin Otte). Heidrun Homburg montre cependant que l'Unité des Frères moraves a su, vers le milieu du XVIII^e siècle, surmonter ses difficultés en rationalisant ses méthodes de gestion, ce qui lui a permis de rétablir son crédit sur les marchés financiers. De même, l'organisation planifiée de voyages en vue de collecter des dons a permis à la fois de financer les activités des communautés piétistes et d'insérer celles-ci dans l'espace du protestantisme international (Alexander Schunka). Tandis que Jan van de Kamp rappelle que pour les marchands réformés originaires des Pays-Bas du sud implantés en Allemagne, assimilation dans la société d'accueil et adhésion au piétisme ne s'excluent pas, Rüdiger Kröger souligne à propos du cas des ébénistes Abraham et David Roentgen que la dimension communautaire du piétisme n'a nullement empêché le soutien à des entreprises individuelles. Deux contributions d'une portée plus générale comparent les pratiques économiques du piétisme et celles du calvinisme et du catholicisme. Elles permettent d'une part de relativiser la modernité du piétisme dans la mesure où ses pratiques économiques sont très comparables à celles des institutions charitables du Moyen Âge (Thomas Safley); d'autre part, Peter Vogt souligne que les activités commerciales des Frères moraves relèvent d'un »capitalisme moral« qui est proche de l'éthique calviniste dans sa valorisation du travail et de la frugalité mais qui en diffère dans ses finalités et dans son rapport à la richesse.

La troisième et dernière section du volume aborde la dimension culturelle des rapports entre piétisme et économie. Joachim Jacob aborde la question de la sociabilité en montrant comment Friedrich Carl von Moser élabore une conception fonctionnelle de l'amitié impliquant une sélection des relations sociales utiles. Udo Sträter et Carola Kirchstein soulignent que le piétisme implique surtout un rapport spécifique au temps qui doit être utilisé de manière optimale afin d'honorer Dieu et d'assurer le salut des croyants: alors que le luthéranisme tolère les activités qui ne relèvent pas manifestement du péché, le piétisme n'admet que celles qui servent à honorer Dieu. C'est au nom de cette économie du temps que les piétistes rejettent des loisirs tels que la chasse, la danse ou le théâtre, auxquels ils déniaient l'utilité sociale que lui reconnaissent les luthériens (Benjamin Marschke). Mais l'hostilité du piétisme au théâtre s'explique également par le fait que les pièces et notamment les comédies proposent au public une interprétation du monde concurrente – et sur plusieurs points divergente – de celle portée par le piétisme (Daniel Fulda). Comme le montrent B. Marschke et U. Sträter, cette conception du temps comme économie des moyens par rapport à la fin poursuivie (le salut) permet de comprendre les points de rapprochement et de convergence entre le piétisme et la monarchie prussienne pendant la première moitié du XIX^e siècle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Cet ouvrage remplit au total largement ses objectifs, d'autant plus que les éditeurs dans leur introduction rappellent honnêtement que certains aspects ont été laissés de côté (notamment l'expansion hors d'Europe des entreprises liées au piétisme). Le piétisme est porteur à bien des égards d'une conception spécifique de l'économie et de ce point de vue plusieurs contributions offrent des points de comparaison très pertinents avec la conception de l'économie à l'œuvre dans le catholicisme et dans le calvinisme.

Un autre apport important du livre est de montrer que les pratiques économiques étudiées n'ont pas toujours été un moyen au service d'une fin religieuse, mais que le piétisme a aussi fourni une légitimation religieuse à la recherche du profit. On retrouve ici la confirmation de l'une des hypothèses fortes du volume, à savoir le rapport ambivalent du piétisme aux mutations économiques des années 1650–1750.

Ces articles montrent enfin que la mise en œuvre de cette conception de l'économie a été rendue possible par le contexte économique global des années 1650–1750: pour cette raison, la diffusion dans les milieux piétistes de certaines pratiques économiques (la gestion rationnelle des ressources, le recours au crédit) n'est pas propre au piétisme mais s'inscrit dans une évolution – l'essor de l'économie de marché et du capitalisme – qui dépasse largement les clivages confessionnels.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Claire Gantet, Une histoire du rêve. Les faces nocturnes de l'âme (Allemagne, 1500–1800), Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2021, 324 p., 15 ill. en n/b (Histoire), ISBN 978-2-7535-8164-7, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Helga Meise, Reims

Dans son «Histoire du rêve», Claire Gantet se propose de retracer les débats autour du rêve dans les pays germanophones de l'époque moderne, de 1500 à 1800, les situant dans le contexte européen et en rappelant les antécédents de l'Antiquité et du Moyen Âge. Considérant que le rêve, universel et individuel, échappe au contrôle du rêveur comme à l'observation de tiers et qu'il n'est accessible qu'à travers les représentations (p. 13–14), l'étude vise à rendre visible la diversité des discussions autour du rêve à partir des discours et des sentiments, des évolutions et des polémiques. C'est ainsi que le rêve se constitue, sous des constellations variables, comme un «lieu de savoir» des connaissances sur l'interaction entre le corps et l'âme, ce procédé conduisant à la «psychologisation» du rêve (p. 21, p. 269–289) qui s'opère progressivement, de la Renaissance au romantisme.

Les auteurs, les conflits et les manières d'aborder le rêve sont présentés en trois parties, «Savoirs alternatifs, XVI^e–XVII^e siècles» (p. 29–122), «Dédoubléments: Conter le rêve» (p. 125–214) et «Entre Jeu, Science et Création» (p. 217–268). Si, à la Renaissance, les connaissances sur le rêve à l'université et à l'église étaient guidées par les idées d'Aristote et de Thomas d'Aquin, de Galien et d'Hippocrate, d'Artémidore et de Macrobe, des voix nouvelles se sont fait entendre dans le sillage de la Réforme. La nature et le statut du rêve étaient controversés parmi les réformateurs; en même temps, le rêve servait de moyen de communication aux «Schwärmer» (p. 59) de toutes sortes. Si le rêve et ses dangers étaient évoqués par les églises et les universités au nom d'un individu qui se contrôle lui-même, il n'était pas maîtrisable en tant que médium de pensées religieuses ou politiques. C'est ce que montre le «Traumgesicht», célèbre aquarelle datant de juin 1525 que Dürer réalisa dans le contexte de son soutien secret à la révolte des paysans (p. 51–53).

Alors que Dürer s'est bien gardé de publier son œuvre, la grand-mère de Hans Engelbrecht (1599–1642) a rendu publiques les visions divines que son petit-fils avait eues en 1622, au début de la guerre de Trente Ans. Engelbrecht, citoyen de Brunswick et «partisan de Johann Arndt», théologien et «auteur du livre cardinal de la piété luthérienne au XVII^e siècle» (p. 83), se considérait comme prophète, il entendait les anges chanter et chantait avec eux. Ses textes sur le jeûne, les bonnes œuvres, les rêves et les visions furent publiés jusqu'en 1633. Banni de Brunswick en 1624, il erra dans l'Allemagne du Nord jusqu'à sa mort à Brunswick



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

en 1642: »son épitaphe parle d'une simple ›erreur‹, non d'une hérésie« (p. 85).

Si l'impératif »Gnothi seauton« (»se connaître soi-même«) (p. 79) incitait les »Schwärmer« à interpréter leurs rêves, il y eut aussi des individus, médecins, princes ou patients, qui notaient les échecs professionnels ou personnels évoqués dans leurs rêves. Chez Girolamo Cardano (1501–1576), mathématicien, médecin, philosophe, dont les écrits sur les rêves resteront déterminants jusqu'au XVIII^e siècle, l'herméneutique du rêve, la classification des rêves selon leur sujet et la description de ses propres rêves se côtoient sans transition (p. 170–172).

Sigmund von Birken (1626–1681), qui tentait de vivre de sa plume à Nuremberg, ne voyait pas dans ses rêves des prémonitions, mais »un miroir des préoccupations personnelles« (p. 176); on n'a pas pu établir pour l'instant ce qui l'a amené à les consigner dans ses journaux en latin également (p. 177). Adam Bernd (1676–1748), théologien et anthropologue, se considère comme un mélancolique. Il était persuadé que ses rêves le rendaient fou; les 58 rêves dont il est question dans son autobiographie de 1738 sont des cauchemars, des annonces d'événements imminents ou de nature érotique (p. 182). Ses écrits marquent un tournant:

»Le corps malade et le rêve devenaient un moyen d'observation de l'âme. La description pointilleuse de ses ›tourments corporels et spirituels‹ avait pour horizon la connaissance de soi-même, d'un moi qui n'était pas seulement dédoublé, mais véritablement déchiré« (p. 182).

Dès le début du XVIII^e siècle, Christian Wolff (1679–1754), philosophe à l'université de Halle, jetait les bases d'une »psychologie empirique«, s'inspirant de Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716). Afin d'explorer »les règles de l'entendement«, celle-ci »commençait par ›l'attention à ce qui advient consciemment dans notre âme‹« (p. 190). Cette approche de Wolff est reprise par Johann Georg Walch dans son »Philosophisches Lexikon« (2 vol., 1726) et par Johann Heinrich Zedler dans son »Universal-Lexicon« (64 t., 1731–1750, 4 vol. suppl., 1750–1754), tout comme par les sociétés et journaux savants. Les »rêves fictifs« (p. 195) de Johann Gottlob Krüger (1715–1759) de Halle, professeur de médecine et de philosophie à Helmstedt depuis 1751, prennent position contre l'érudition pédante: »Le recours à la fiction permettait d'intégrer les savoirs disparates et limités sur le rêve dans la nouvelle science de l'homme entier et de les réfléchir« (p. 200).

Quant à Karl Philipp Moritz, il reprend la devise »Gnothi seauton« dans son »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte« (1783–1793), présentant les »manifestations psychiques des méconnus« en vue de fonder une »science de l'âme issue de l'expérience intérieure« (p. 201). L'un de ses lecteurs et contributeurs, Rijklof Michaël van Goens (1748–1810), »congéda pour la première fois la thématisation des lois de

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90518](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90518)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'«imagination» dans son récit du rêve qui l'accompagna pendant 26 ans, celui de son expérience oppressante à l'école latine (p. 209).

Le rêve était en outre omniprésent dans la vie quotidienne, dans les clés des songes à fort chiffre d'affaires et dans les jeux comme les loteries ou le tarot. Lors de la naissance de la psychologie et de l'anthropologie comme disciplines scientifiques sous l'impulsion des universités de Halle et de Göttingen, les «médecins philosophes» se sont tournés vers «l'homme entier» et le rêve. De nouvelles encyclopédies ont suivi: «Les notices opéraient un triple transfert: transnational au gré des circulations internes à la République des Lettres, transgénérique entre les types d'imprimés de l'espace savant – sommes théoriques, opuscules engagés, articles de périodiques, autres encyclopédies –, »dimensionnel«, comprimant des savoirs en des notices qui réagissaient à l'actualité» (p. 246).

Dans les pays germanophones, les poètes romantiques s'intéressaient certes à la vie nocturne (p. 253) et à l'inconscient comme source d'inspiration, mais pas à la psyché et au rêve en tant que tels. En revanche, l'herméneutique du rêve, telle que Gottlieb Heinrich Schubert (1780–1860) et Carl Gustav Carus (1789–1869) la concevaient, de nouveau entre médecine, philosophie et littérature, se rattache à la «psychologisation du rêve»: «L'oniologie empruntait ici des voies spécifiquement allemandes» (p. 266).

Le regard sur les bibliothèques et la lecture de Sigmund Freud et de C. G. Jung est instructif. Jung, en particulier, se révèle être un lecteur et un héritier des débats oniriques du XVI^e–XVIII^e siècle. Jusqu'à nos jours, la connaissance du rêve et l'approche de l'inconscient reposent sur les discussions du rêve au début de l'époque moderne. C'est le mérite de Claire Gantet d'avoir mis à jour, de manière à la fois érudite et pointue, ce savoir, sous-jacent à nos représentations.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90518](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90518)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Malte Griesse, Monika Barget, David de Boer (ed.),
Revolts and Political Violence in Early Modern
Imagery, Leiden (Brill Academic Publishers) 2021,
360 p. (Brill's Studies on Art, Art History, and
Intellectual History, 54), ISBN 978-90-04-46193-2,
EUR 99,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Anke Fischer-Kattner, Markt Schwaben

Zwei Konferenzen behandelten 2014 die Visualisierung frühneuzeitlicher Revolten und ihrer Bestrafung. Damit bereitete die von Malte Griesse geleitete Konstanzer Nachwuchsgruppe »Revolten als Kommunikationsereignisse in der Frühen Neuzeit« – Teil des Exzellenzclusters »Kulturelle Grundlagen von Integration« – die Grundlage für den vorliegenden Sammelband. Vor diesem Hintergrund definieren die Herausgeber und die Herausgeberin politische Gewalt als Akte zur Veränderung der Machtbeziehungen in politischen Gemeinschaften, die von oder gegen Regierungen verübt werden, oder sich zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen abspielen.

Mit dem Horror von IS-Hinrichtungsvideos illustrieren sie einleitend die hochemotionale Wirkung von Gewaltbildern. Gesellschaftlich rezipiert und diskutiert, werden diese zu Katalysatoren öffentlicher Meinungsbildung und ggf. auch neuer politischer Akte. Doch ist es wirklich möglich, solche modernen, massenmedialen Dynamiken schon in der Frühen Neuzeit – nicht nur in Europa, sondern global – nachzuweisen?

Zwölf ausgewählte Beiträge thematisieren europäische wie außereuropäische Beispiele von Bildlichkeit vom Hochmittelalter bis zum späten 18. Jahrhundert, von bildsymbolisch aufgeladenen Praktiken über mentale Bilder hin zu gemalten oder gedruckten Darstellungen. Dabei erscheint die Praxis öffentlichkeitswirksamer medialer Visualisierungen politischer Gewalt als europäischer Sonderweg der Druckkultur: Global übergreifende Merkmale frühmoderner Gewaltbilder enthüllen die jeweils einzeln äußerst informativen Beiträge nicht. Verknüpfungen schufen allein europäische Blicke nach außen. Die Einleitung stellt angesichts dieses Befundes zwar die Frage nach Verbindungen oder Isolation visueller Kulturen »in this period of increasing interregional communication, early globalization, and European colonization« (S. 3), beschränkt ihre Hinweise dann aber auf methodische – i. e. rezeptionsästhetische und ikonologische – Antworten auf Fragen nach Moral bzw. Legitimität und Realität dargestellter Gewalt. Ob damit eine übergreifende frühmoderne Bildlichkeit der Gewalt zum Untersuchungsgegenstand wird, bleibt offen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Zweifel daran wecken die Beiträge zu »Visuelle[n] Markierungen von Legitimität« in Teil 1. Sie zeigen für das China der frühen Qing-Dynastie ab 1644 (Y. Ma), für das byzantinische Imperium (G. Tirnanić) und an der neapolitanischen Revolte des Fischverkäufers Masaniello gegen die spanische Herrschaft 1647–1648 (A. Hugon), dass mediale Bilder von Gewalt zur Unterdrückung Aufständischer bis ins 17. Jahrhundert global keineswegs zentral für den Umgang mit Revolten waren. Materiell fixierte Darstellungen waren eher Ausnahmen, denn Herrscher legitimierten sich praktisch durch die Aufstandsbekämpfung und symbolischen Gewalteinsatz bei der Bestrafung von Rädelsführern. So weist Tirnanić nach, dass man in Byzanz Bilder der Marter direkt über die Körper der Bestraften in die kollektive Erinnerung einschrieb. Auch für den Kangxi-Kaiser und Philipp IV. von Spanien wurde so herrscherliche Legitimität kommuniziert. Erfasst eine ikonologische Methodik unter diesen Umständen das historische Geschehen in geeigneter Form?

Anders verhielt es sich, wie die Beiträge in Teil 2 belegen, mit konfessionellen Konfliktsituationen in West- und Mitteleuropa. Aufstände wie derjenige der Niederlande gegen die spanische Monarchie wurden in Druckmedien intensiv beschrieben und visuell dargestellt. Frans Hogenbergs Drucke vermittelten, wie R. Voges zeigt, dem Publikum kritisch-distanzierte Positionen gegenüber dem Handeln der Herrschenden wie der Aufständischen. Durch visuelle Erinnerungen an diesen Aufstand erzeugten Abbildungen der Verfolgung von Waldensern im Piemont (1655) eine Form der konfessionellen humanitären Solidarität in den Niederlanden (D. de Boer). Auf solche Effekte setzten wohl auch die exilierten protestantischen Adligen aus Oberösterreich für den dortigen Bauernkrieg (1626). M. Griesse untersucht aber nicht nur die auf ihr Geheiß im Reich gedruckten Visualisierungen des Konflikts, sondern auch transmediale Konjunkturen des Themas. Statt auf die gedruckte Kritik an ihrem Handeln einzugehen, beeinflussten die bayerischen und österreichischen Obrigkeiten die regionale Memorialkultur, materialisiert in populärer Malerei: Immer wieder wurde hier der Vorwurf, die Führer der Aufständischen hätten sich zusätzlich zu ihrer Gewalt auch magischer Praktiken bedient, aufgegriffen. Damit wurde den Rebellen der Makel einer unverzeihlichen Übertretung angeheftet.

Die Beiträge in Teil 3 zeigen auf, wie mitteleuropäische Zentren der Druckkultur das südwestliche und östliche Europa in den Blick nahmen – und wie die Akteure dort selbst Druckkultur instrumentalisierten, um bestimmte Bilder von sich zu propagieren. N. G. Etényi und M. Barget untersuchen dies am Beispiel des ungarischen Adels, dem es im frühen 17. Jahrhundert gelang, sich vor allem im deutschsprachigen Raum in Drucken sehr positiv zu inszenieren. Mit dem Scheitern der Revolten gegen die habsburgische Herrschaft in der zweiten Jahrhunderthälfte änderte sich dies jedoch fundamental, denn nach dem kaiserlichen Sieg über die ungarischen Autonomiebestrebungen 1681 setzten sich kritische Bilder der Akteure und Geschehnisse durch. Im



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gegensatz dazu schafften es die spanischen Habsburger nicht, den Abfall Portugals von der Krone Spaniens 1640 zu stigmatisieren, wie Joana Fraga darlegt: João IV. präsentierte sich und das Haus Braganza mit Hilfe eines drucktechnisch vervielfältigten Bildprogramms erfolgreich als legitimer Herrscher über ein traditionell existierendes Königreich. Während die ungarischen und portugiesischen Eliten sich in Drucken selbst repräsentierten, zirkulierte über Russland eher visuelles Material aus fremden Blicken auf das Reich und dortige Rebellionen. N. S. Kollmann und G. Kazakov illustrieren anhand von Bildern russischer Bestrafungspraktiken bzw. zur Kosakenrevolte unter Stenka Razin (1667–1671), wie dadurch orientalisierende Elemente in der westlichen Russlandvorstellung verstärkt wurden.

Die beiden Beiträge in Teil 4 behandeln das ausgehende 18. Jahrhundert. Sowohl M. Barget, anhand der Visualisierung politischer Führung in den revolutionären Porträts George Washingtons, als auch F. Fechner, zur Darstellung der Haitianischen Revolution im Kontext kolonialer Ängste vor aufrührerischen *people of colour*, zeigen, wie ältere visuelle Traditionen in der Revolutionsära fortlebten. In dieser Epoche setzte, so die einleitend formulierte These der Herausgeber, ein kultureller Wandel ein, der das öffentlich dargestellte Schauspiel gerechter Bestrafung aus den europäischen Zentren in andere Weltregionen verdrängte (S. 13). Doch kann man mit Blick auf die politische Gewalt des 19. und 20. Jahrhunderts diese Externalisierungstendenz wirklich konstatieren? War eine klare Trennung von eigener und fremder politischer Gewalt unter den Bedingungen von modernem Kolonialismus und (Hoch-) Imperialismus möglich? Der Band, dessen Fallstudien weite Weltregionen und Zeitabschnitte der Frühen Neuzeit unberührt lassen müssen, lädt hier zu weiteren Forschungen und Reflexionen ein.

Insgesamt scheinen die hier untersuchten Fälle darauf hinzuweisen, dass Revolten und politische Gewalt in der Frühen Neuzeit global betrachtet weniger medial als vielmehr v. a. performativ visualisiert wurden – über die Körper beteiligter Personen oder über symbolische Akte. Ganz anders könnte dieser Befund ausfallen, wenn ein hier definitorisch ausgespartes Thema, die organisierte Massengewalt des Krieges¹, miteinbezogen würde. Die aktuellen Gewaltszenen aus dem Krieg in der Ukraine, der im propagandistischen Diskurs des russischen Präsidenten kein Krieg sein darf, erinnern daran, dass eine strikte Grenzziehung zwischen politischer Gewalt und Krieg empirisch nicht zwangsläufig Klarheit schafft. Auch im Staatenkonflikt werden Kontrollbestrebungen über öffentliche Gewaltvisualisierungen mit einer Rhetorik der Wiederherstellung von Ordnung verbunden, die an das frühneuzeitliche Straftheater erinnert.

¹ Vgl. hierzu neuerdings ebenfalls mit globalhistorischem Anspruch: Erica Charters, Marie Houllémare, Peter H. Wilson (Hg.), *A Global History of Early Modern Violence*, Manchester 2020.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Einzelne eröffnen die Beiträge sehr gute Zugänge zu äußerst disparaten Praktiken der Visualisierung von Gewalt bzw. ihrer gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen. Insgesamt erweist sich, dass globalhistorische Systematisierungen erst nach weiteren empirischen Forschungen erreichbar sein dürften. Möglicherweise könnte die Betrachtung der eminent politischen Massengewalt des Krieges hier Lücken in der Quellenüberlieferung überbrücken helfen. Erst dann ist wohl ein abschließendes Resümee, wie man es dem Band mit seinen lesenswerten, anregenden Beispielen gewünscht hätte, überhaupt zu schreiben.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90519](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90519)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Françoise Guillon-Metz, Mélanie Guérin-Boyer,
Louis XIV un souverain diabétique ou De Regis
Gallicorum re medica, Paris (L'Harmattan) 2021,
215 p., 7 ill. en n/b (Médecine à travers les siècles),
ISBN 978-2-343-23231-7, EUR 22,50.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Stanis Perez, Ermenonville

Manifestement, l'histoire du corps et de la médecine offre des sujets d'études fort originaux et, parfois, c'est l'intimité de grands personnages de l'Histoire qui est dévoilée au lecteur. Étudier la santé de Louis XIV revient à explorer une dimension essentielle sur le plan biographique mais aussi, lorsque la contextualisation le permet, de resituer les tribulations d'un corps souffrant dans son époque. C'est à cette tâche que se sont attelées les deux auteures en choisissant la question, déjà traitée depuis Augustin Cabanès, d'un éventuel diabète (de type II) chez Louis XIV.

L'ouvrage publié chez L'Harmattan entend présenter le contexte médico-historique, avant d'aborder le mode de vie du roi, puis, d'identifier la nature des nombreuses pathologies décrites, notamment, dans le »Journal de santé« tenu par ses archiatres patentés. Ce sont donc des sources classiques (le »Journal« et quelques mémoires de courtisans bien renseignés) qui sont utilisées par ces deux médecins.

D'emblée, la démarche adoptée questionne le chercheur car on doit s'interroger sur l'intérêt d'établir un diagnostic rétrospectif. Goutteux et avide de sucreries, le vieux roi présentait des signes assez probants d'une maladie très répandue, notamment dans les familles aristocratiques. Aucun doute n'est permis. Mais si la question du diabète est abordée, on constate que ce sont en réalité la totalité des pathologies du monarque qui ont été cataloguées (de la gale à la lithiase urinaire ...) au sein de ce petit volume. Quel est le lien entre le titre du livre et le bras démis (p. 158) ou les vers observés et décrits dans le »Journal« (p. 147)? Ces digressions sont dérangementes et elles dénotent un manque de problématisation au profit d'une collecte disparate de tous les ennuis de santé du Roi-Soleil. L'annexe consacrée aux »tribulations dentaires« du roi a-t-elle sa place? La bibliographie comporte de nombreuses erreurs ou fautes de frappe, de quoi fragiliser la crédibilité scientifique d'une étude qui s'égare, au fil des pages, loin, très loin, du sujet annoncé. Les illustrations finales, de mauvaise qualité, apportent peu d'éléments neufs et témoignent d'une certaine improvisation. Passons sur l'allusion à Michel Onfray (p. 142) ou à Erik Orsenna (p. 82) ...

Une étude simplement centrée sur l'alimentation du roi aurait été plus convaincante. Elle aurait permis d'articuler la question des repas, des dérives nutritionnelles, de l'état de la denture et, peut-



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

être, des pathologies associées à un régime a priori déséquilibré. Encore aurait-il fallu se soucier également de l'importance symbolique et politique de rituels gastronomiques inséparables d'une vie de Cour où tout se fait en public.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90520](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90520)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Pierre Jacquelot, L'Art de vivre longtemps
sous le nom de Médée. Édition critique par
Magdalena Koźluk, Paris (Classiques Garnier)
2021, 550 p. (Bibliothèque du XVII^e siècle, 42),
ISBN 978-2-406-11205-1, EUR 49,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Emma Spary, Cambridge

This is something of a departure for the series »Classiques Garnier«, otherwise devoted to the production of critical annotated editions of (mostly) literary works from the early modern period onwards. As its editor notes early on, Pierre Jacquelot's early 17th-century regimen book may be read as a literary work, though it was first and foremost a work of medicine, with an author who qualified as a doctor at the renowned medical university of Montpellier. The »Médée« is, however, well qualified to feature in a series of such renown, given its author's evocative yet accessible style and his recourse to a broad range of classical and Scriptural referents. Its inclusion also reflects growing appreciation for early modern scientific and medical endeavour as cultural enterprises as sophisticated and diverse as literature and philosophy.

The transcription of the original text, accompanied by its paratexts (dedicatory material, censors' reports, publishing permission) is prefaced by an extensive introduction, divided into several sections, and followed by several lengthy appendices, all presumably written by the editor, Magdalena Koźluk (though not clearly attributed to her). This ancillary material encompasses a biographical study of Pierre Jacquelot, reflections on his sources, and an analysis of his literary strategies *qua* author, as well as an exhaustive list of his citations with their sources, divided into Scripture, classical and modern poetry, and a table of the historical or literary figures named in the text. Finally, there is a glossary of early modern terms used by Jacquelot that might be obscure to modern readers. The most valuable parts of this introduction are the biography – which is based on archival research and identifies Jacquelot with some reliability for the first time – and the long discussion of how the genre of regimen books developed into the fairly conventional format used by Jacquelot, centring advice on the conduct of everyday life upon the management of the six non-naturals: air, food and drink, exercise and rest, sleeping and waking, secretions and excretions, and the passions. Koźluk describes a tradition in which medieval and Islamic authors like Hunain ibi Ishāq or the School of Salerno added new emphases to classical writings on regimen, the preventive part of medicine also known as dietetics or hygiene, both of which terms have taken on rather different meanings in modern times. The close comparison with the structure and content of analogous works from different periods is a useful one, showing how regimen books came to be



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

aimed at affluent lay readerships interested in the extension of lifespan and the avoidance of disease in the early modern period.

There are two ways to engage with Jacquelot's text: firstly through his literary allusions and colourful imagery; secondly by placing him within the medical world of his time. Perhaps the most interesting insights come from putting these two approaches together, and reflecting on why a university-trained physician would write a book like this, offering health advice in the vernacular to lay readers. It is here that Koźluk's approach – otherwise to be commended for the meticulous care taken to investigate the subtleties of expression and the most obscure of textual allusions – leaves somewhat to be desired. Sometimes her analysis is finely honed: explaining why Medea, today associated with infanticide and poison, might have appeared a valuable figurehead for Jacquelot's enterprise, Koźluk rightly notes that early 17th-century authors emphasised Medea's medical skill and learning over her deadliness. For the general reader, her careful identification of Jacquelot's references will be invaluable. Whereas early 17th-century readers could be relied upon to grasp the significance of allusions to the Book of Genesis, the groves of Academe, Noah's Ark or the warrior Ajax, many readers today may not be so fortunate. This didactic role is very much in keeping with the goals of the series as a whole, as indeed it was the purpose of Jacquelot's book in 1632 to instruct his readership, by means of familiar images from emblem books, the Bible and the classics, on the best ways of staying healthy and the best reasons for doing so.

Yet from the standpoint of scholars in cultural or medical history, this coupling of literary criticism and social history, of references to Pliny the Elder with parish registers, leaves important questions unanswered. If Koźluk succeeds in placing Jacquelot in his longer intellectual tradition, she also leaves him curiously unanchored in the medical world of his own time. There are two ways in which this leads to problems. Firstly, where Jacquelot was concerned to classify medicine among the arts, Koźluk is equally concerned to correct this, seeking in his writing some evidence of the inductive reasoning she considers »suitable for the empirical sciences« (p. 156). Yet this is to misrepresent her subject's own claims, to the detriment of the volume as a whole. The conviction that »science« should be treated as distinct from the arts similarly leads Koźluk to differentiate »scientific« from »poetical« sources in the appendices, and to underplay the significance of literary styles as a means of writing medicine, in part perhaps owing to unfamiliarity with recent scholarly interest in medicine and literature. Still, this aspect deserved more serious treatment, not least given the success of a slightly earlier regimen book by François du Pont written entirely in verse¹. To ally medicine with other fine arts, like poetry, was to raise it above the purely



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ *Francisci Porti Crespeiensis Valesii medicique Parisiensis Medica Decas, eiusdem authoris in singula librorum capita Commentarij illustrata*, Paris 1613. It was translated into French in 1694.

manual arts. A common ground of tasteful judgement, mores and politeness was shared by Jacquelot and his anticipated readership. This was all the more important in that the first three decades of the 17th century were crucial to establishing French faculty physicians above rival medical corporations, such as the apothecaries and barber-surgeons. It is no coincidence that Jean Jost, the publisher who made Jacquelot's book available to Parisian readers, would soon after print the works of Philibert Guybert, a physician bent on cutting out the apothecaries in favour of Paris faculty doctors².

If the use of poetical forms and classical asides alerts us to the author's strategies for advancing his discipline, even more important – yet also neglected – is what the book can tell us about how he sought to advance himself. Koźluk seems caught up in the anachronistic pursuit of authorial »originality« (e.g. p. 77–80, 173), but neglects the reasons why Charles Delorme might have been the book's dedicatee. As a member of the royal medical household, Delorme controlled access to the only organisation in Paris whose members were entitled to practise medicine without a medical degree from the university of Paris, the precise situation in which the young Jacquelot found himself³. Literary wit and style were indispensable tools for navigating the courtly clientele these physicians served. In these respects, Jacquelot's book, with its multiple homages to Delorme (a letter, a poem and an acrostic), bears a close resemblance to other medicoliterary attempts to leverage patronage. A desire to gain favour at court would also explain his frequent references to the superiority of the French nation over its rivals. Koźluk's analysis falls short in not treating Jacquelot's book as an intervention in the status quo, rather than just a text.

These wider analytical horizons are also missing in her neglect of the transformation of lifestyles in the first third of the 17th century thanks to urbanisation and the expansion of reading and politeness. These changes were apparent in works on the non-naturals, which covered most aspects of lifestyle, from building and clothing to cookery, bathing, exercise and healthcare. Promising approaches have been developed along these lines, but are not cited by Koźluk⁴.

² Philibert Guybert, *Tovtes les Œuvres charitables*, Paris 1633. Originally published as separate works, beginning in 1623 with »Le Medecin charitable«.

³ Laurence Brockliss, *The literary image of the médecins du roi in the literature of the Grand Siècle*, in: Vivian Nutton (ed.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500–1837*, London, New York 1991 (Routledge Library Editions. History of Medicine, 10) p. 117–154; Laurence Brockliss, Colin Jones, *The Medical World of Early Modern France*, Oxford 1997.

⁴ E.g. Sandra Cavallo, Tessa Storey, *Healthy Living in Late Renaissance Italy*, Oxford 2013.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hirai (ed.), Pseudo-Paracelsus. Forgery and Early Modern Alchemy, Medicine and Natural Philosophy, Leiden (Brill Academic Publishers) 2021, 504 p., ISBN 978-90-04-50338-0, EUR 143,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claus Priesner, München

Vorab sei festgestellt, dass der vorliegende Band eine beträchtliche Lücke in der modernen Paracelsusforschung schließt. Nach wie vor besteht eine erhebliche Unsicherheit bezüglich der Zuschreibung vieler unter dem Verfassernamen »Paracelsus« bekannten Schriften und der hier besprochene Band bietet eine systematisch bearbeitete Zusammenstellung dieser Werke. Daneben enthält das Buch eine Reihe von Ausätzen anerkannter Experten, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit Paracelsus und dem kulturellen Kontext seines Wirkens auseinandersetzen.

Didier Kahn, einer der beiden Herausgeber, ist Senior Researcher am Centre national de la recherche scientifique (CNRS) und legte zahlreiche Publikationen insbesondere zur Geschichte der Alchemie und der frühneuzeitlichen Chemie vor. Bereits in seiner Dissertation »Alchimie et Paracelsisme en France à la fin de la Renaissance (1567–1625)« widmete er sich 2007 dem Studium von Paracelsus. Hiro Hirai arbeitet als Research Associate an der New Yorker Columbia University. Er deckt mit seinen Arbeiten weniger das Themenfeld der Alchemie ab, sondern setzt sich vorrangig mit frühmoderner Kosmologie und Naturphilosophie insgesamt auseinander. Als Beispiel sei zitiert »Jaques Gaffarel between Magic and Science« (2014).

Der Aufsatzteil des Buches enthält sieben Arbeiten, die kurz vorgestellt werden sollen. Den Anfang macht Dane T. Daniel, der in seinem Beitrag »The Authenticity of Paracelsus' Astronomia Magna« besonders den theologischen Aspekten im Werk und im Denken von Paracelsus nachspürt. Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass sowohl die »Astronomia Magna« von 1537/1538 wie auch der »Brief an die Wittenberger Theologen« aus dem Jahr 1525 als authentisch anzusehen seien. Er betont ferner die Notwendigkeit der Entwicklung diagnostischer Kriterien zur Beurteilung des paracelsischen Œuvres und verweist damit schon auf den zweiten Teil des Buches, der genau dies leistet.

Didier Kahn untersucht das pseudo-paracelsische Werk »Philosophia ad Athenienses« von 1564 und kann zeigen, dass darin originär paracelsische Gedanken mit Vorstellungen kombiniert werden, die bei Paracelsus nicht aufscheinen. Kahn weist auf mögliche Inspirationsquellen in den echten Paracelsica hin, die der unbekannte Autor benutzt haben dürfte, und kommt zu der Annahme, dass er mit seinem Werk beabsichtigte, eine stärker (neo)platonistische Kosmologie zu propagieren als in den Originaltexten von Paracelsus.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tobias Bulang nimmt sich die ebenfalls pseudo-paracelsische »Aurora Philosophorum« aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vor: »Genealogy of Knowledge and Delegitimization of Universities: The Pseudo-Paracelsian Aurora Philosophorum«. Darin erkennt Bulang eine spezifische »Wissensgenealogie«, die vom göttlichen Ursprung des menschlichen Wissens hinabführt zu den frühmodernen Universitäten. In traditioneller Weise wird hier ein stetiger Verfall diagnostiziert. Wissen besitzt darin einen genuinen, sowohl praktischen, wie instrumentellen Aspekt. Ferner werden die Grundlagen der vom Verfasser geplanten Edition der »Aurora« erläutert.

Um das Jahr 1572 erreichte die Produktion von pseudo-Paracelsica ihren Höhepunkt, wie Hiro Hirai in seinem Beitrag »Into the Forger's Library: The Genesis of De natura rerum in Publication History« erläutert. In diesem Jahr erschien diese wohl populärste der Paracelsus unterschobenen Schriften. Hirai stellt das Werk in den Kontext der Publikationsgeschichte aller Paracelsica. Er blickt in die Bibliothek des Fälschers und sucht nach Texten, deren sich der unbekannte Verfasser bedient haben könnte. Zugleich wird dessen Entstehung mit der des echten Textes der »Archidoxis« in den divergierenden Ausgaben von 1569 bis 1572 verglichen.

Das Hauptforschungsinteresse von Charles D. Gunnoe Jr. gilt der religiösen und politischen Geschichte des deutschen Südwestens im 16. Jahrhundert und der dortigen Paracelsus-Rezeption. Er widmet sich in seiner Studie »Paracelsus, the Plague and De Pestillitate« dem Inhalt und der Struktur dieses noch von Johannes Huser in seiner in den Jahren 1589–1591 erstellten Paracelsus-Bibliografie als echt eingestuften Werkes. Die heutige Forschung geht eher von einer pseudoparacelsischen Schrift aus, was auch Gunnoe bestätigt. Allerdings findet er so viele genuin paracelsische Inhalte und ein so tiefes Verständnis von dessen Denken, dass er die Zuschreibung Husers nachvollziehen kann. Vielleicht handelt es sich auch um eine Bearbeitung eines echten Paracelsus-Textes.

Von Adam Haslmayr (1560–1630), der im Zusammenhang mit der nur als literarische Fiktion existierenden Geheimgesellschaft der »Rosenkreuzer« eine herausgehobene Rolle spielte, stammen zwei kurze Text, mit denen sich Martin Žemla in seinem Beitrag »The Astronomia Olympi novi and the Theologia Cabbalistica: Two Pseudo-Paracelsian Works of the Philosophia Mystica« auseinandersetzt. Dieses 1618 erschienene Sammelwerk enthält auch Texte aus dem Umfeld von Valentin Weigel und konzentriert sich auf theologisch-mystische Themen. Žemla untersucht die o. g. Texte auf Bezüge sowohl zur paracelsischen Theologie wie auch zu entsprechenden Konzepten bei bekannten Paracelsisten, wie Heinrich Khunrath, Weigel und Oswald Croll.

Der diesen Teil des Buches abschließende Aufsatz stammt von Lawrence Principe und befasst sich mit den Schriften des wohl einflussreichsten aller deutschsprachigen Paracelsisten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Frühen Neuzeit: »The Development of the Basil Valentine Corpus and Biography: Pseudepigraphic Corpora and Paracelsian Ideas«. Die »eigentlichen« Schriften des Pseudonymus »Basilius Valentinus« wurden von Johann Thölde herausgegeben und höchstwahrscheinlich auch von ihm verfasst. Daneben existiert – ähnlich wie bei Paracelsus – eine Reihe weiterer Texte, die nach 1605 erschienen und von anderen, unbekannten Verfassern stammen, die sich die Bekanntheit des Namens »Basilius Valentinus« zunutze machten, um eigenen Schriften zu Ansehen (und Absatz) zu verhelfen. Principe ordnet und kommentiert dieses Konvolut von Werken, auch hinsichtlich der eventuellen Verfasser, Herausgeber und Bibliografen.

Nach dem Aufsatzteil folgt der Appendix, betitelt »A Catalogue raisonné of Pseudo-Paracelsian Writings: Texts attributed to Paracelsus und Paracelsian Writings of Doubtful Authenticity«. Dieser Katalog macht etwa zwei Drittel des gesamten Buches aus und stellt eine ausführliche und nach derzeitigem Stand der Forschung gültige Übersicht aller bekannten pseudo-Paracelsica und Schriften unsicherer Zuordnung dar. In diesem Appendix liegt der bleibende Wert des Buchs, denn dieser Katalog dürfte auf Jahrzehnte hinaus als bibliografisches Quellenwerk die Paracelsus-Forschung befördern.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2022.3.90522](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90522)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Susanne Lang (Hg.), Jesuiten am Oberrhein,
Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2020,
303 S., 78 Abb. (Oberrheinische Studien, 41),
ISBN 978-3-7995-7841-7, EUR 34,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marc Forster, New London, CT

This collection of articles on the Jesuits in the early modern period examines the Rhine valley region between Mainz and Basel. The volume focuses on the cultural production of the Jesuits and their supporters, including literature, architecture (particularly churches), and educational writings. In the introduction, Susanne Lang highlights the volume's engagement with the ideas of a *Kunstlandschaft*, a »cultural region«, and the notion of a *Kommunikationsraum*, a »communication area«, which has been fashionable in German scholarship in the last decade or so. Lang emphasizes the challenges of trying to identify unifying characteristics of a politically and confessionally fragmented region, including the danger of going down a »nationalist-romantic« path, as earlier generations of scholars often did (p. 16–17). Instead, Lang advocates for an analysis that focuses on cultural networks and influences. A number of the articles engage this theoretical issue in useful ways, but, as in all such volumes, this engagement is uneven, as is the quality of the articles. And, as the volume comes out of a 2016 conference held in Mannheim, it feels at times a bit dated. The book is lavishly illustrated, as is appropriate for a volume that focuses on cultural production.

Several of the articles lay out the history of the Jesuits in this part of Germany. These also vary in quality. Some of them reflect a traditional confessional historiography that emphasizes the successes of the Jesuits in reviving and strengthening Catholicism, referring for example to the »irresistible spread of the Jesuits in Alsace« (p. 38). Articles in this tradition tend to reflect uncritically the Jesuits' own reports of their successes in conversions, missions, and in their schools. Other contributions, like Daniela Blum's article on the founding of the Jesuit college in Speyer, recognize not just Protestant opposition to the Jesuits, but also the tensions between the Order and other (often more traditional) Catholics. As Blum points out, the Jesuits in Speyer were both »protected and hated« and they dramatically changed the confessional dynamic in the city. Even for the Cathedral Chapter, which brought the Jesuits to Speyer, the Society was »attractive, but in the end also unpredictable« (p. 101).

The heart of the volume are the articles about the cultural impact of the Jesuits. These articles are erudite and sophisticated, often bringing together multiple disciplines and modes of analysis. An underlying theme is that the Jesuits themselves were well aware of the multidimensional cultural project they were undertaking and they understood, for example, the interplay of their new



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

churches, the sermons around the opening of these buildings, and the printed materials that publicized them. Hermann Wiegand traces the construction history of the Jesuit college in Mannheim, that culminated with the completion of the *Jesuitenkirche* in 1760. He then presents a detailed textual analysis of the Latin *Festschrift* produced at the time. This is a sophisticated analysis that links this text to other texts produced at this time, pointing to the way they tied the Mannheim Jesuits to the ruling family of the Palatinate, the house of Pfalz-Neuburg, and to the Empire. The notion of Mannheim as a »new Jerusalem« may strike the modern observer of the sometimes gritty industrial city as surprising, but Wiegand's analysis points to the great ambitions of the Jesuits, even in the late 18th century as the »tragedy« (Wiegand's term) of the dissolution of the Order in 1773 loomed (p. 128).

Other articles examine the Jesuit church in Molsheim in Alsace and the construction of the Jesuit church in Mainz. Both these chapters reinforce some of the themes of the article on Mannheim, particularly the ongoing vitality of Jesuit building projects well into the 18th century and the strong support the Jesuits received from bishops and secular rulers in the period after the Thirty Years' War. Developments in Alsace were complicated by the French conquest of the region, a dynamic carefully studied by Patrick Schiele. Schiele provides a profile of the students in the episcopal university of Strasbourg, which was run by the Jesuits until they were expelled from France in 1764. Interestingly, the students at the university continued to come predominantly from the Upper Rhine region, even after the French conquests that began in 1648, and even as the faculty was increasingly of French origin, primarily from Champagne.

Sybylle Appuhn-Radtke highlights another aspect of the Jesuits cultural activity, the creation of a multifaceted pedagogical program that aimed not just at the students in Jesuit schools, but at the wider public. Jesuit theater and public theological disputations with Protestants are well-known aspects of this program. Appuhn-Radtke focuses her study on *Thesenblätter*, engraved sheets that laid out the arguments made during disputations. These sheets were lavishly illustrated and aimed to show the Jesuit contribution to the Church Triumphant. The *Thesenblätter* reflected the Jesuit program of reaching a (primarily educated) public through texts, images, sermons, and public displays of devotion.

This collection sometimes contains more than a whiff of nostalgia for the Jesuits and their churches and for a lost world of baroque Catholicism. More articles on the Jesuits as leaders of the Counter-Reformation and their active anti-Protestant policies, which peaked during the Thirty Years' War, would have been welcome. Perhaps in our ecumenical age this passing over these issues is understandable, but it limits our understanding of the impact of the Jesuits in the Upper Rhine region. That said, this collection does remind historians of the wide influence of the Society of Jesus, in a region where the memory and even the physical traces of this history have often been erased and lost. The vibrant culture the



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jesuits helped create and promote is elegantly brought to life in this volume.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90523](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90523)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alain J. Lemaître, Odile Kammerer (Hg.), L'Alsace au XVIII^e siècle. L'aigle et le lys, Berlin (Erich Schmidt Verlag) 2022, 290 S. (Studien des Frankreich-Zentrums der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 27), ISBN 978-3-503-20637-7, EUR 69,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Joachim Brüser, Tübingen

Bei dem zu besprechenden Werk handelt es sich um die Edition einer Denkschrift, die der Sekretär des Intendanten des Elsass in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts verfasste, um seinem Vorgesetzten einen grundsätzlichen Überblick über die Verhältnisse in der immer noch neuen französischen Provinz zu geben. Die Edition umfasst ungefähr 220 Seiten und wird um eine etwa 75-seitige Einleitung des Herausgebers Alain J. Lemaître ergänzt. Ein Personen- und ein Sachregister erschließen den Editionstext.

Der Autor der Denkschrift trug den Namen Peloux und war in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts Sekretär des elsässischen Intendanten Paul-Esprit Feydeau de Brou, nachdem er zuvor auf anderen Stellen in verschiedenen anderen Intendanzen tätig gewesen war. Peloux stützte sich bei der Abfassung seiner Denkschrift auf elsässische, französische und deutsche Rechtsliteratur, auf die internationalen Friedensverträge des 17. und 18. Jahrhunderts, auf Quellen aus dem Archiv der Intendanz und aus dem des Reichskammergerichts, sowie auf ältere Berichte über das Elsass. Zudem stand ihm das Personal der Intendanz und derer nachgeordneten Behörden zur Verfügung.

Peloux begann 1732 mit der Abfassung der vorliegenden Denkschrift, die im Elsass nicht die erste ihrer Art war. Nach der Eroberung des Elsass durch Frankreich entstanden in der Intendanzverwaltung alle paar Jahre neue Denkschriften, um den sich jeweils verändernden Zustand der neuen Provinz zu untersuchen und Hinweise zu sinnvollen rechtlichen und politischen Maßnahmen zu geben. Die Einleitung der Edition vergleicht die vorliegende Denkschrift mit ihren Vorläufern und Nachfolgern im Elsass des 17. und 18. Jahrhunderts und ordnet sie in die Tradition der französischen Provinzverwaltungen ein.

Adressaten dieser Denkschriften waren das Führungspersonal der Intendanz und die französische Verwaltung des Elsass. Insofern standen die Themenfelder Politik, Wirtschaft und Verwaltung im Fokus der Darstellung. Zentrale Fragestellungen waren eine verbesserte Durchsetzung der französischen Souveränität im Elsass, der Einfluss von Kriegen am Oberrhein auf Wirtschaft und Finanzen der Provinz, sowie die fortschreitende Französisierung desselben.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Das Elsass befand sich im Vergleich zu den meisten anderen Provinzen Frankreichs in vielerlei Hinsicht in einer Sondersituation. Die deutsche Rechtstradition im Elsass stellte die Intendanten als Vertreter des französischen Königs in der Provinz und deren Streben nach Vereinheitlichung vor besondere Herausforderungen. Deren Beibehaltung wurde durch den Westfälischen Frieden und andere internationale Verträge garantiert, die Frankreich zum Teil nicht nur unterzeichnet hatte, sondern für die es – wie im Fall des Westfälischen Friedens – sogar die Rolle einer Garantiemacht übernommen hatte. Viele Verwaltungs- und Rechtsstrukturen wurden im Elsass nach der französischen Eroberung neu aufgebaut, zum Teil auch im Widerspruch zu den bisherigen dortigen Traditionen.

Inhaltlich befasste sich Peloux in seinem Memorandum mit französisch-elsässischer Geopolitik, mit Landwirtschaft, Wirtschaft und Handel im Elsass, den königlichen Domänen und Rechten und den Staatsfinanzen. Zudem untersuchte er Gesellschaft und Bräuche, Konfessionsangelegenheiten und Juden, Adel und Reichsstädte sowie die Verteidigung.

In seiner Darstellung lassen sich vier analytische Kernbereiche und Handlungsfelder für den Intendanten und seine Verwaltung feststellen: die französische Souveränität im Elsass, wirtschaftliche Herausforderungen, die militärische Dimension der Wirtschaft und die Französisierung des Elsass. In Bezug auf die Souveränität war es für Frankreich die größte Herausforderung, die ursprünglich reichsunmittelbaren und damit deutlich selbständigen Territorien mit zuvor eigener Landeshoheit rechtlich in den französischen Staatsverband zu integrieren.

Im Bereich der Wirtschaft legte Peloux den Fokus auf die rechtliche Situation des Handels, der vor allem auf das Reich orientiert war und weniger Bezug zur französischen Wirtschaft hatte. Er untersuchte aber auch den Naturraum des Elsass unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten und fragte nach den Ursachen, aufgrund welcher die Provinz weniger Manufakturen aufwies als das sonstige Frankreich. Seine insgesamt sehr treffende Analyse der wirtschaftlichen Gegebenheiten des Elsass rundete der Autor mit einer Darstellung der Währungsvielfalt in der Provinz ab, die die Intendanz gerne möglichst schnell in die französische Währung überführt gesehen hätte. Eine besondere Berücksichtigung findet das Militär und seine wirtschaftlichen Implikationen auf die Provinz durch Einquartierungen, Steuerbelastungen sowie andere Pflichten und Abgaben.

Der vierte große Teil der Denkschrift von Peloux ist der angestrebten Französisierung des Elsass gewidmet. Frankreich startete mit der Eroberung des Elsass eine einzigartige kulturelle Offensive zur Eingliederung der neuen Provinz. Diese bezog sich auf Konfession, Sprache, Sitten und Gebräuche sowie die traditionelle Orientierung der Region aufs Reich. So musste zwar aufgrund der Bestimmungen des Westfälischen Friedens der Status der Protestanten im Elsass gewahrt bleiben, Frankreich



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

förderte aber nachhaltig den Katholizismus und engte den Protestantismus ein, wo immer es ging. Gleichzeitig wurde aber der Bischof von Straßburg vom deutschen Reichsfürsten mit landeshoheitlichen Rechten auf den Status eines französischen Bischofs ohne derartige Rechte reduziert. Die Intendanz versuchte, die traditionellen elsässischen Trachten zugunsten französischer Kleidung zurückzudrängen. Das Französische wurde als einzige Amtssprache zugelassen, was im Rechtsbereich mit der Einführung des französischen Rechts einherging.

Etwas irreführend ist der Titel des Buches. Es handelt sich zwar um eine Abhandlung über das Elsass im 18. Jahrhundert. Dass der größte Teil des Buches allerdings aus einem edierten Memorandum des 18. Jahrhunderts besteht, geht erst aus dem Inhaltsverzeichnis und der Einleitung hervor.

Die Edition bietet spannende Einblicke aus der Perspektive eines Kenners der Region und damit eine exzellente Grundlage zur vertieften Weiterbeschäftigung mit der Verwaltungs-, Wirtschafts- oder Militärgeschichte des Elsass und zahlreichen damit verbundenen Fragestellungen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Raymonde Litalien, La Louisiane, une affaire d'État. Récits de Jean-Baptiste Minet et d'Henri Joustel, témoins de Cavelier de La Salle, 1684–1686, Québec (Éditions du Septentrion) 2021, 160 p. (Collection V), ISBN 978-2-89791-311-3, CAD 24,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Éric Barré, Caen

La Louisiane, au même titre que le Québec ou l'Acadie, occupe une place importante dans l'affectif des Français. Au-delà de l'émotion, il est aussi important de revenir aux balbutiements de ces fondations. C'est à cette tâche que s'emploie, ici, Raymonde Litalien, archiviste-générale honoraire du Canada et membre de l'Académie de marine, à propos de la première tentative de fondation d'un établissement en Louisiane au travers de son chef d'expédition: René-Norbert Cavelier de La Salle. Pour cela, elle pose une problématique simple: Comment un explorateur autant critiqué par les historiens a-t-il pu obtenir l'appui de Colbert et un financement tant du roi que de ses amis et de sa famille?

Pour cela l'auteure réalise la publication de deux documents. Le premier est le journal de Jean-Baptiste Minet, ingénieur de l'expédition. Écrit entre 1684 et 1685, le manuscrit couvre une période allant du 2 juin 1684 au 7 septembre 1685. Le second, rédigé en 1703 par Henri Joustel, second de Cavelier de La Salle, éclaire une période allant du 9 février 1687 au 18 septembre 1687. Certes il n'y a pas de descriptifs détaillés des manuscrits mais l'éditrice indique clairement ses choix: l'orthographe a été modernisée, la syntaxe préservée, des coupures de paragraphe et des sous-titres ajoutés. À cela, il convient d'indiquer que le début du premier manuscrit n'a pas été publié car il ne s'agit pas d'un témoignage original de l'ingénieur et concerne des événements antérieurs. À l'inverse, R. Litalien a maintenu le commentaire d'Henri Joustel réalisé en 1703 sur les ébauches de carte de la Louisiane que lui a demandé leur dessinateur, le cartographe Claude Delisle. Ce dernier document précède le journal du second de Cavelier de La Salle dans le manuscrit. Plus classiquement, des notes de bas de page identifient clairement les lieux et les personnes, un index, un catalogue des sources utilisées et une bibliographie finale comportent les livres et les articles essentiels sur la question étudiée.

Afin de montrer l'utilité des documents édités, Raymonde Litalien, réalise un chapitre démontrant l'intérêt de Louis XIV pour le bassin du Mississippi dont on ignore l'existence mais où on suppose la présence de cours d'eau permettant, à partir du Canada, de rejoindre les Caraïbes. Dans une période où la France est en paix avec l'Angleterre, la colonisation de ce bassin présente un risque de conflit limité avec les deux autres puissances coloniales voisines: la Grande-Bretagne et l'Espagne. Ainsi



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

plusieurs missions d'exploration sont favorisées dont celle de René-Norbert Cavelier de La Salle qui atteint l'embouchure du Mississippi, le 9 avril 1682. Ses appuis à la cour de France font, alors, du normand le candidat idéal pour organiser la première expédition de colonisation de la Louisiane dont le récit, tout en sobriété, achève cette mise au point permettant de mieux suivre les documents proprement dits.

Chaque document est précédé d'une notice permettant de connaître les circonstances de sa rédaction et des détails sur le manuscrit. Le second manuscrit est également précédé par un résumé. De la même manière, ces mêmes documents sont suivis d'une synthèse où l'éditrice propose les éléments qui lui semblent essentiels. Ainsi le premier manuscrit permet de suivre rapidement les prodromes de la mission, le départ de La Rochelle, le 1^{er} août 1684, jusqu'au 12 août 1685, départ du Joly, armé par le roi, pour soutenir l'expédition. Ce témoignage à charge de l'ingénieur Minet témoigne que René-Norbert Cavelier de La Salle n'est pas un marin et qu'il n'a pas les qualités d'un chef d'expédition, allant d'erreur en erreur. Le second document rapporte les événements du 9 février 1687 au 18 septembre 1687. La colonie installée au Fort-Saint-Louis au nord de la baie de Lavaca dans le Texas actuel nécessite des secours. Faute de navires, Cavelier de La Salle décide d'aller en chercher en passant par le Canada. Le texte d'Henri Joustel ne concerne qu'une partie du trajet, la traversée du Colorado, homonyme du fleuve qui se trouve à l'ouest, au départ de Saint-Louis-des-Illinois, et rapporte le meurtre de Cavelier de La Salle, le 20 mars 1687. Au-delà, Raymonde Litalien termine le récit de l'expédition qui s'achève à La Rochelle, le 9 octobre 1688.

De cet ensemble une ligne directrice se dégage de la mission mal préparée au départ qui s'est terminée par le massacre de la population du nouvel établissement par les autochtones entre 1687 et 1689. Malgré l'échec apparent, cette première tentative ouvre le chemin à une seconde tentative, celle de Pierre Lemoyne d'Iberville à la fin du siècle, qui est une réussite. Au-delà, il convient de souligner que ces trois documents contiennent des éléments intéressants concernant les Caraïbes, les Treize colonies anglaises et le bassin du Mississippi.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Yvan Loskoutoff, Patrick Michel (dir.), Mazarin, Rome et l'Italie. Vol. 1: Histoire, Mont-Saint-Aignan (Presses universitaires de Rouen et du Havre) 2021, 294 p., ISBN 979-10-240-1517-0, EUR 19,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sven Externbrink, Heidelberg

Giulio Mazzarini, besser bekannt als Jules Mazarin, stand immer im Schatten Kardinal Richelieus, seines Vorgängers im Amte des leitenden Ministers des Königreiches Frankreich. Dies gilt auch für Forschung zum »dernier grand représentant de l'italianisme en France« (S. 8). Zwar liegen mittlerweile solide biografische Darstellungen vor, doch neuere Spezialstudien zu Fragen über Mazarins Biografie und den historischen Kontext seiner Karriere sind nach wie vor rar. In diese Lücke stößt der vorliegende Band, der die Beiträge einer im Mai 2017 veranstalteten Tagung über »Mazarin, Rom et l'Italie« enthält.

Die Beiträge gruppieren sich um die drei Begriffe: »Gouvernement, Entourage« und »Livres«. Allen gemeinsam ist, dass Mazarins Kontakte nach Italien und die Bedeutung seiner italienischen Wurzeln thematisiert werden.

Den Auftakt des ersten Teils machen zwei Studien zu Mazarin als Vizelegat in Avignon. Olivier Rouchon zeigt, dass Mazarin seine Amtszeit durchaus für sich und seine Karriere nutzen konnte. Anders als seine Vorgänger in dem für Römer ungeliebten Amt konnte Mazarin gute Kontakte zu den lokalen Eliten knüpfen, auch rissen die Kontakte nach Paris nicht ab. Avignon war auch eine Art Schule für den »Wirtschaftspolitiker« Mazarin, wie Christian Charlet zeigt. Julien Régibeau zeichnet anhand der Korrespondenz des Pariser Nuntius Niccolò Guidi di Bagno nach, wie es während der Fronde zu einer Entfremdung zwischen Mazarin und der Kurie kam. Verantwortlich dafür war insbesondere das Scheitern eines französisch-spanischen Friedensschlusses in Münster, wofür man Mazarin verantwortlich machte. Der Papst aber wollte – auch in den Wirren der Fronde – sich als *padre commune* positionieren.

John Condren illustriert das Erbe Mazarins in der Italienpolitik Ludwigs XIV. Wie schon Mazarin protegierte er das Herzogtum Savoyen bzw. hielt es in französischer Abhängigkeit. Die alten Rivalen der Savoyer, die Gonzaga, die sich seit den späten 1630er Jahren Richtung Habsburg orientierten, ließ er fallen und suchte Modena als Partner in der Po-Ebene zu gewinnen. In den 1680er Jahren setzte eine »Aufgabe« und infolgedessen ein diplomatischer Rückzug aus Italien ein, was in den Seitenwechsel Savoyens während des Neunjährigen Krieges mündete.

Bertrand Marceau untersucht den Zugriff Mazarins auf Klöster und Mönchsorden, den er zur Selbstversorgung (er war Abt von Cluny und Citeaux) und Aufbau seines Vermögens nutzte. Darüber



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hinaus flossen weitere Gelder aus Pfründen in die Staatskasse. Der Zugriff auf die Pfründe ermöglichte ihm aber auch die Kontrolle der Kirche, da er freigewordene Stellen an seine »Leute« vergeben konnte.

Giulinano Ferretti greift die bekannte These auf, Mazarin habe in seinen letzten Lebensjahren darauf hingearbeitet, dass Ludwig XIV. nach seinem Tode keinen erneuten allmächtigen Ersten Minister berief. Überzeugend zeigt Ferretti, wie Mazarin andere Auffassungen von seinem Amt als sein Vorgänger entwickelte, was sich insbesondere im Verzicht auf die Kontrolle seines Bildes in der öffentlichen Meinung zeigte, die Richelieu so wichtig war. Mazarin achtete allein darauf, dass er in zeitgenössischen Darstellungen immer als Diener der Monarchie, als Untergebener von König und Königinmutter gezeigt wurde. Die Erfahrung der Fronde, so vermutet Ferretti, haben Mazarin und die Königinmutter zweifellos zu dem Schluss kommen lassen, nicht Fouquet oder Le Tellier zu ihren Nachfolgern aufzubauen, sondern den jungen König (S. 169f.).

Das Kapitel »Entourage« versammelt mehrere Studien, die der unmittelbaren Verwandtschaft Mazarins, seinen Mitarbeitern – Gabriel Naudé – und den Beziehungen zu den Jesuiten gewidmet sind.

Olivier Poncet erschließt dabei erstmals die Korrespondenz zwischen Mazarin und seiner Schwester Anna Maria (1608–1669), die als Benediktinerin im Kloster Santa Maria della Concezione in Campo Marzio (Rom) lebte; Yvan Loskoutoff rekonstruiert anhand römischer Avvisi die letzten Lebensjahre von Laura Martinozzi (1633–1687), einer der Nichten Mazarins, die dieser mit dem Herzog von Modena verheiratet hatte. Nachdem sie für ihren Sohn Francesco II. lange die Regierungsgeschäfte geführt hatte, entmachtete dieser sie, als sie 1673 ihre Tochter, Marie-Beatrice, zur Hochzeit mit dem Herzog von York nach London begleitete. Es folgten Wanderjahre zwischen London, Brüssel und Rom, wo sie ihr Leben beschloss. Den gemeinsamen Weg Gabriel Naudés und Mazarins zeichnet Anna Lisa Schino nach, wobei sie insbesondere Naudés Rolle als Berater Mazarins während der Fronde herausarbeitet.

Naudé ist ja berühmt geworden als erster Bibliothekar der Bibliothek Mazarine und an die Geschichte ihrer Sammlung schließt Yvan Loskoutoff mit einem Beitrag über eine Sammlung von Manuskripten an, die Mazarin aus dem Nachlass seines Förderers Giovanni Giudi di Bagno erhielt. Loskoutoff rekonstruiert die Geschichte dieser Schenkung und ediert das in Rom aufgefundene Inventar der Manuskripte, von denen sich noch einige in der Bibliothèque nationale befinden. Zur Sammlungsgeschichte trägt auch Amélie Ferrigno bei, die den Bestand an italienischen Büchern der Bibliothek rekonstruiert, die der junge Mazarin, schon früh ein Liebhaber der Bücher und der Künste, in Rom zusammentrug. Den Abschluss des Bandes bilden zwei Studien, die das Bild Mazarins in der Öffentlichkeit

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90526](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90526)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

untersuchen: Claudine Nédelec zeigt wie in Satiren von Scarron und anderen alle existierenden antiitalienischen Vorurteile Mazarin zugeschrieben wurden, so z. B. wurde er von Retz als Trivelino bezeichnet, den »valet astucieux, intrigant, spirituel« (S. 364) der Commedia dell'Arte. Patrick Rebollar präsentiert das Projekt »Mazarinades«, das sich die Inventarisierung der gesamten Mazarinaden zum Ziel gesetzt hat und stellt eine besondere Sammlung von 2700 Mazarinaden vor, die sich in der Universitätsbibliothek von Tokio befinden. Anhand der vollständig digitalisierten Sammlung demonstriert Rebollar quantitative Auswertungsmöglichkeiten.

Die Beiträge des Bandes sind zu reich an neuen Details, als dass man sie alle ausführlich kommentieren kann. Für die Erforschung von Mazarin und seinem Umfeld liegt hiermit ein unverzichtbarer Band vor.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Frédéric Marty, Louise Dupin. Défendre l'égalité des sexes en 1750, Paris (Classiques Garnier) 2021, 338 p. (L'Europe des Lumières, 73), ISBN 978-2-406-10925-9, EUR 39,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gary Kates, Claremont, CA

This timely and well-crafted study of Louise Dupin's feminist writings will surely make her innovative ideas regarding the equality between men and women better known in Enlightenment scholarship. It is not that Louise Dupin herself has been forgotten. Rather, because of her wealth and status, she has – until recently – unfortunately been appreciated more for her beauty, ownership of the Château de Chenonceau, and her role leading a Paris salon. Frédéric Marty's important achievement consists in highlighting the serious contribution she made to Enlightenment feminism and thus to include her as a deservedly major figure in the history of ideas.

The book covers only a small portion of Dupin's long life (1706–1799), the period during the 1740s, when she wrote major feminist treatises and hired as her secretary the young and unknown Jean-Jacques Rousseau. These manuscripts, which even today have yet to be published, were dispersed in the 1950s into various archival collections from Bordeaux to Austin, Texas. They are mostly in Rousseau's hand, presumably dictated by Dupin to her secretary. The extent of his involvement, however, remains mysterious. Was Rousseau simply a silent reporter, or, was there conversation, debate, and perhaps even collaboration between them? Surely, as Marty notes, the ideas were hers and not his. Given, however, Rousseau's later notoriously reactionary ideas regarding gender (even by 18th-century standards), Dupin's manuscripts are of much interest to Rousseau scholars, who may see in his later writings a direct rebuke of Dupin's progressive notions.

Marty devotes an important chapter highlighting Dupin's »Ouvrage sur les femmes«. This large-scale work was closest in form to an epic philosophical history, not unlike Montesquieu's »De l'esprit des lois« or Adam Ferguson's »Essay on the History of Civil Society«. Partly inspired by the egalitarian ideas of late 17th-century philosopher François Poullain de la Barre, and partly by the history of notable women, who despite overwhelming misogyny, made significant contributions to European military, political, and religious history, this work was part of a burst of 18th-century feminist literature, culminating later in the century with more recognizable classics such as Mary Wollstonecraft's »Vindication of the Rights of Women« (1792). Why Dupin abandoned this cogent and already polished (if unwieldy) manuscript during the 1750s is a mystery, but certainly, 18th-century Europe was no safe space for female authors. Even publishing the work anonymously would have likely exposed her to ridicule. At any rate, Marty carefully



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

and insightfully reconstructs the cultural landscape that gave nourishment to Dupin's work.

The second major work by Dupin that Marty addresses is her own book-length refutation of Montesquieu's »De l'esprit des lois«. In 1748, only days after its original publication, Louise, her secretary Jean-Jacques Rousseau, her husband Claude, and perhaps one or two others formed a book club that systematically read through Montesquieu's new work that everyone knew was destined to become a classic. Nevertheless, the group challenged many of Montesquieu's key ideas. Central to the disagreement between the Dupins and Montesquieu was the latter's notion that virtue had little place in monarchy and that honor (self-interest) was the key principle invigorating modern government. Usually attributed to only Claude Dupin, the anonymously published »Observations sur un livre intitulé: de l'esprit des loix« (3 vol., Paris, 1750–1752) represented a collaborative effort of the Dupin circle. Separate from the group, Louise wrote her own refutation of Montesquieu's book. The key difference between the two works was that Louise's critique featured gender as a primary thematic critical tool. Tentatively entitled »Critique de l'esprit des lois«, and today found in the Bibliothèque de la municipalité de Bordeaux, Louise Dupin squarely objected to Montesquieu's treatment of women.

Fascinated by Montesquieu's notion that the status of women across the world reflected the general level of civilization, Dupin was the earliest reader we know to perceive that Montesquieu's sociology implied a direct relationship between politics and family life, that is, a correspondence between political and domestic authority. As he had illustrated with such brilliance in »Lettres persanes« (1721), the domestic manners between husband and wife were shaped by the political culture in which they resided. So, for example, in a despotism where fear pervaded royal courts, Montesquieu commented on how wives were often little more than slaves of their husbands, with few property rights or the ability to sue in a law court. Among Montesquieu's main contentions was a defense that women's liberty—their ability to control their own lives—was greatest in modern European monarchies. Even in republics, he claimed, women were limited by conservative social mores that severely limited their role in the public sphere. Only in a monarchy like France, Montesquieu argued, could honor help to free women from patriarchal social constraints and turn marital relations in a more egalitarian direction.

Dupin found Montesquieu's portrayal of women in republics and despotisms more apologetic than descriptive. She was troubled by Montesquieu's acceptance that wives outside European monarchies were normatively subordinate. Insofar as Montesquieu argued that it was natural for women to be abused in despotism, she found him complicit in the very thing he may have been attempting to criticize. Montesquieu's indirect style, his penchant for finding sociological relations, troubled Dupin because he seemed to give up on improving the lives of women who lived outside Europe, and indeed, she feared that it made European



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

readers complacent about the fragile status of women in their own societies. Dupin charged Montesquieu with demeaning women through a seemingly clinical tone. He confused cause and effect, argued Dupin. Where, for example, Montesquieu seemed to blame casual sex on women, Dupin snapped back that loose sexual mores were the result of oppressive conditions that legislation imposed on women. In effect, Dupin indicted Montesquieu with foregoing universal human rights for cultural relativism.

Marty finds that Dupin's feminism informs not only Enlightenment feminism but is relevant to ongoing feminist struggles today. »En fait«, he writes, Dupin »est réformiste mais elle souhaite des réformes ambitieuses et souvent radicales« (p. 305). Like her better-known contemporary novelist Françoise de Graffigny, Marty's excellent book reminds us that modern feminism arose not in spite of – but rather because of powerful aristocrats such as Louise Dupin.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Kai Merten, Claus-Michael Ort (Hg.),
Konfessionspolitik und Medien in Europa 1500–1700.
Konflikte, Konkurrenzen, Theorien, Berlin, Boston
(De Gruyter Oldenbourg) 2021, 278 S., 18 s/w, 12
farb. Abb. (Diskursivierung von Wissen in der Frühen
Neuzeit, 4), ISBN 978-3-11-072517-9, EUR 59,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Johannes Arndt, Münster

Der Sammelband stellt die Erträge einer Tagung unter der Überschrift »Religiöse Medienkonflikte in der Frühen Neuzeit« zusammen, die vom 27. bis 29. September 2017 in der Forschungsbibliothek Gotha auf Schloss Friedenstein durchgeführt worden ist; vier Beiträge wurden später hinzugefügt. Dabei stand die Frage im Mittelpunkt, über welche Medien religiöse Themen in der Frühmoderne transportiert worden sind. Abstrahierend werden Stimme, Schrift, Bild und Theaterbühne unterschieden. Untersuchungsräume sind neben dem deutschsprachigen Zentraleuropa Großbritannien, Frankreich, die Niederlande und Spanien sowie Böhmen und Siebenbürgen. Im Einleitungssessay nähern sich die Veranstalter dem Thema unter medienwissenschaftlicher, zeichentheoretischer und diskursgeschichtlicher Perspektive. Dabei verweisen sie darauf, dass bereits Thomas von Aquin den Begriff des »Mediums« als Träger des Sehens eingeführt hat. Religion und Medium passten daher zueinander, was nicht verwundert, wenn man sich vor Augen hält, dass das Christentum eine Wort- und Schriftreligion ist, die auf einem »Buch« aufbaut, mithin alles Medien des Transzendenten. Sowohl bei den Medientheoretikern der Moderne als auch bei den christlichen Interpreten der Vormoderne stellte sich eine große Vielfalt der Interpretationen ein, die nicht selten in Konflikte miteinander gerieten, besonders, wenn Großkirchen den Gedanken der »Einheit« der Lehre propagierten und mit Gewalt durchzusetzen versuchten. Von einigen dieser Konflikte handeln die folgenden Artikel.

Neben dem Einleitungssessay der Herausgeber sind zwölf Aufsätze versammelt und in zwei inhaltliche Abschnitte gegliedert worden. Im Abschnitt »Konfessionspolitik als Medienpolitik: Konflikte, Konkurrenzen, Synthesen« geht es vor allem um den staatlichen Zugriff auf religiöse Themen. Gabriele Müller-Oberhäuser untersucht Bücherverbrennungen und -verstümmelungen im England Heinrichs VIII. Im Mai 1521 wurden Luthers Werke in London verbrannt, 1526 das Neue Testament in der englischen Ausgabe von William Tyndale. 1538 wurden, nach vollzogener Loslösung von Rom, religiöse Bücher zensiert und umgeschrieben, die den päpstlichen Primat aufzeigten; die Korrekturen sind in einigen Manuskripten heute noch sichtbar. Kai Bremer rekonstruiert den Streit um das »Prager Bild« (1585) zwischen dem Stuttgarter Hofprediger Lucas Osiander und zwei Wiener



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jesuiten. Das Bild war im jesuitischen Auftrag anlässlich der Aufnahme Rudolfs II. in den Orden vom Goldenen Vlies gefertigt worden und hatte einen kämpferisch gegenreformatorischen Bildinhalt. Osianders Kritik richtete sich gegen den Jesuitenorden und seine Polemik, nicht gegen den Vlies-Orden. Eine weitere jesuitische Polemik gegen Osiander war die Folge. Matthias Rekow zeichnet die Bildformung des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen (Bethlen Gábor, 1580–1629) nach, der in mehreren Flugblättern je nach Position als Söldner der Türken (»Turcarum creatura«, S. 79) oder als protestantische Hoffnungsfigur dargestellt wurde. Christian Mühling richtet den Blick auf die politisch-konfessionelle Publizistik Frankreichs im ludovizianischen Zeitalter und kontrastiert damit die traditionelle Perspektive der antifranzösischen Polemik der Gegner des Sonnenkönigs (Stichwort »Fürst der Finsternis«). Nicht nur die höfische Kultur, sondern auch die französische Presse in Wort und Bild unterstützte das Narrativ, der König führe Krieg gegen die Häresie, und daher werde Gott ihm den Sieg schenken. Im Beitrag von Nicola Glaubitz geht es um die Kommentierung der Londoner Pulverschwörung (*Gunpowder Plot*) von 1605 durch die satirische Komödie »Volpone« von Ben Jonson. Obwohl Jonson zum Katholizismus übergetreten war, karikierte er die katholische Transsubstantiationslehre, indem seine Figuren nicht nur einen Goldschatz transzendierten, sondern am Ende kannibalische Neigungen zeigten. Corinne Bayerl untersucht Theaterdebatten, die im späten 17. Jahrhundert in scharfer Feindseligkeit ausgetragen wurden, besonders wenn der konfessionelle Gegensatz hinzutrat. Auf der Seite der Theatergegner fanden sich neben eifernden Katholiken auch französische Jansenisten, englische Puritaner, niederländische Calvinisten und deutsche Pietisten. Anhand eines jansenistischen Traktats weist Bayerl nach, dass es verdeckte Verbindungen zwischen radikalen katholischen und protestantischen Theaterkritikern gab. Bei Johann Anselm Steiger steht das Erbauungsbuch »Heiliger Perlen-Schatz« im Vordergrund, das im späten 17. Jahrhundert von dem lutherischen Theologen Johannes Lassenius verfasst worden ist. In ihm wurden acht Emblemkupferstiche abgedruckt, die später als Vorlagen für acht Gemälde dienten, mit denen die Orgelempore der Kirche in Mellenthin/Usedom bebildert wurde. Steiger interpretiert diese acht Bilder in acht Kapiteln und geht dem Verhältnis von Wort, Bild und theologisch-emblematischem Bedeutungsüberschuss nach.

Im zweiten Abschnitt »Theologie der Medien: Stimme, Schrift, Bild« stellt Frank Nagel den spanischen protestantischen Theologen Constantino Ponce de la Fuente (ca. 1505–1559) vor, der in seiner irenischen Schrift »Suma de doctrina cristiana« über das Verhältnis von Stimme und Schrift reflektiert hat. Ponce de la Fuente starb im Zusammenhang mit einem Inquisitionsprozess; seine Gebeine wurden später von der hl. Inquisition verbrannt. Auch bei Stephanie Wodianka geht es um die Beziehung zwischen Meditation und Stimme. Wodianka untersucht französische und italienische Texte, in denen Meditation wahrgenommen wurde, als Selbstgespräch und zugleich Gespräch mit Gott. Gemeindegesang durfte dabei nicht durch Performativität von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der meditativen Innerlichkeit ablenken. Dieter Fuchs stellt am Beispiel von Shakespeares »Hamlet« die Konkurrenz zwischen einer vorreformatorischen Bildkultur und einer reformatorisch inspirierten Wortkultur vor, beispielsweise exemplifiziert in Hamlets Beschwörung des puritanischen Glaubens an die Providentia Dei (S. 229). Ralf Haekel greift auf John Miltons »Paradise Lost« zurück und bezeichnet das Werk als eine »Theorie der Mediation«. Es geht um die Reflexion über die Mittel des Wissens- und Erkenntnistransfers, die ihrerseits erst die Wirklichkeit hervorbringen. Milton hat an verschiedenen Stellen zur Sprache gebracht, wie himmlische Ereignisse im Vorfeld der Paradies-Vertreibung so zu vermitteln waren, dass sie dem beschränkten menschlichen Verstand eingänglich wurden. Vorzensur lehnte er übrigens ab, da Menschen selbst in der Lage sein müssten, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden; diese Fähigkeit ginge verloren, wenn das Böse durch die Obrigkeiten versteckt würde. Ulrich Heinen beschließt den Band mit der Interpretation des Gemäldes »Heilige Dreifaltigkeit« von Artus Wolffort (1581–1641). Dabei weist er auf verschiedene Akzentsetzungen im kirchengeschichtlichen Verlauf hin, die entweder die Einheit (*tricephalus*) oder die Dreiheit der Trinität (*triandros*) betont haben. Auf den ersten Blick dominieren im Bild die Personifikationen des Vaters mit der Tiara auf dem Kopf, des Sohnes mit den Wundmalen und der Taube des hl. Geistes. Auf den zweiten Blick fällt auf dem Pluviale des Vaters eine dreiköpfige, aufgestickte Figur auf, die den anderen Aspekt charakterisiert. Wolffort, so interpretiert Heinen, will beide Akzentsetzungen auf einer höheren Ebene in Vereinbarkeit auflösen.

Der Sammelband bietet eine Vielfalt an fachlichen und methodischen Zugängen aus der Perspektive mehrerer Länder und Sprachen. Dabei wird die mitunter hermetische Sprache der Literaturwissenschaften, wie sie im Einleitungssessay zutage tritt, glücklicherweise nicht in allen Artikeln durchgehalten. Dem Band ist lobenswerterweise ein Personenregister zugefügt worden. Zudem gibt es ein Verzeichnis der zahlreichen Abbildungen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jennifer D. Penschow, Battling Smallpox before Vaccination. Inoculation in Eighteenth-Century Germany, Leiden (Brill Academic Publishers) 2022, 296 p., 15 fig. (Clio Medica, 105), ISBN 978-90-04-46513-8, EUR 125,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Elena Taddei, Innsbruck

Das in der medizinhistorischen Reihe »Clio Medica« bei Brill erschienene Werk will eine Sozialgeschichte der Pockenbekämpfung in »Deutschland« vor der Einführung von Jenner's Vakzination sein. Den Anlass zur Studie bot das 300. Jubiläum der ersten Inokulationen in Europa und Nordamerika, das mit dem zweiten Jahr der Covid-19-Pandemie und der ersten Impfmöglichkeit gegen die neue Infektionskrankheit zusammenfiel. Die Autorin ist weitgehend unbekannt und weder im Netz noch durch die Verlagsseite greifbar. Eine mögliche Verortung ergibt sich durch ihren Dank an die Universität von Tasmanien und an den deutschen Ehemann.

Das in sieben Abschnitte eingeteilte Werk behandelt die erste Form der Immunisierung gegen die Blattern/Pocken. Im norddeutschen Sprachraum wurde die Inokulation, die Öffnung der Haut mit Hilfe einer Nadel und die Einführung von echtem Pockeneiter in der Hoffnung, durch einen milden Krankheitsverlauf die Person zu immunisieren, ab 1721 an Einzelnen oder kleinen Gruppen praktiziert. Der Zuspruch dieser Präventionsmaßnahme, die vor allem unter den Eliten verbreitet war, blieb anfangs mäßig, um dann in den 1750er Jahren wieder interessant zu werden, wie auch die Zunahme der darauf Bezug nehmenden Publikationen zeigt.

Im ersten Kapitel behandelt Penschow einige Mythen und Missverständnisse rund um die Blatternkrankheit (Herkunft, Krankheitsdiskurs) und die Praxis der Inokulation seit ihren Anfängen in Europa. Dann zeichnet sie die Vorbildwirkung der Herrschenden und Eliten nach, die ihre Kinder inokulieren ließen. Die Breitenwirkung dieser Entscheidungen rekonstruiert sie über die Analyse von Korrespondenzen und – bei den beratenden (Leib)Ärzten – von den Disseminationsmedien der Zeit: publizierte Dissertationen, Bücher und Artikel in Zeitungen und Zeitschriften wie die »Allgemeine Deutsche Bibliothek«, die »Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen« und auch die »Allgemeine Literatur-Zeitung«. Von den 600 Dissertationen, Artikeln und Büchern über die Inokulation im deutschen Raum wurden die ersten 60 zwischen 1714 und 1750 publiziert und waren vorrangig einem wissenschaftlichen/akademischen Publikum gewidmet, während die breitere Bevölkerung in Zeitungsartikeln über die Inokulation unterrichtet wurde.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Raum und Zeit der Untersuchung werden von der Autorin mit »Germany« und dem 18. Jahrhundert festgelegt. Die Darstellung endet tatsächlich mit einem Ausblick auf die hoffnungsreiche Jahrhundertwende, die den Frieden mit dem revolutionären Frankreich und die Ausrottung der Pocken mittels der Kuhpockenimpfung bringen soll. Das seit Längerem sterbende Heilige Römische Reich endete erst 1804 mit der Ausrufung des Kaiserreichs Österreich bzw. 1806 und erstreckte sich von Preußen bis Tirol. Was also ist das »Deutschland« (»Germany«) des 18. Jahrhunderts, das Penschow meint? Es sind vor allem Preußen, Sachsen, Schlesien ein wenig Hessen-Kassel aber nur in Ansätzen das Territorium südlich von Würzburg. Bayern, Tirol und die restlichen habsburgischen Erbländer als immer noch Teile des Heiligen Römischen Reiches werden weitgehend ausgeklammert bzw. mit wenigen Hinweisen auf die Inokulationsbestrebungen von Maria Theresia und die vorsichtige Skepsis ihres Leibarztes van Swieten abgetan. Die Konzentration auf Preußen bzw. auf den nördlichen deutschen Sprachraum ist im Prinzip eine durch die Quellenlage gerechtfertigte Einschränkung, die aber nicht thematisiert wird. Ganz allgemein fehlt der Arbeit die notwendige Kontextualisierung.

Das Werk will die Strategien zur Beförderung der Inokulation wie auch der neuen Behandlungsformen (weg vom Warmhalten, hin zum Kühlen) aufzeigen. Wie gut diese Ansätze ankamen, hing nach Penschow von den regionalen Unterschieden in der Rezeption der Ideen der Aufklärung sowie von der Emanzipation von der Idee des göttlichen Willens ab. Vor allem evangelische Pastoren begrüßten die aufgeklärten Ansätze zur Erhaltung des Lebens, während in den katholisch gebliebenen Territorien, die allerdings Großteils nicht untersucht werden, eine strengere Zensur die Veröffentlichungstätigkeit prägte zumal sich der Papst auch nicht eindeutig für oder gegen diesen medizinischen Eingriff äußerte. Die Teilung »Deutschlands« in katholische und protestantische Gebiete war also nach Penschow von Bedeutung für die regionale Akzeptanz der Inokulation. Viele protestantische Pastoren waren auch Autoren von Artikeln, die die Inokulation bewarben; in den protestantischen Städten gab es besonders rund um die Universitäten eine rege Publikationstätigkeit. Auch wenn das angenommen werden kann, so hat die Autorin einen zu einschränkenden räumlichen und die Quellen betreffenden Fokus gelegt. Eine Weitung des Untersuchungsraumes könnte ihre Argumente durchaus noch relativieren, wenn man die Rolle der katholischen Geistlichkeit im Rahmen der späteren Vakzination bedenkt.

Penschow versucht die Vorantreiber (und ein wenig auch die Gegner) der Inokulation mithilfe der publizierten Schriften aufzuzeigen. Dazu kommen noch die Literatur und »Pockenpoesie« (S. 131), die bezüglich der Problematik der Verunstaltung durch die Pocken Frauen in den Vordergrund stellt. Penschow schreibt ihnen in diesem Zusammenhang eine zunehmende Entscheidungsgewalt zu, wenn sie sich zur Erhaltung



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ihrer Schönheit als Marktwert oft auch eigenständig und gegen den elterlichen Rat für die Inokulation entschieden.

Schließlich geht die Autorin im letzten Kapitel auf die Ansätze und Bestrebungen bzw. Pläne für die Ausrottung der Pocken mittels Inokulation ein.

Bei dieser thematischen Führung lehnt sich Penschow stark an Andreas-Holger Maehles Untersuchungen der späten 1990er Jahre zur Inokulation in Deutschland an. Alleinstellungsmerkmal haben hingegen die zwei Appendizes, die einerseits alle deutschen Dissertationen über Inokulation zwischen 1720 und 1798 und andererseits alle original deutschen Publikationen über Inokulation zwischen 1714 und 1800 mit Ausnahme jener, die ab 1750 in medizinischen Journalen veröffentlicht wurden, auflisten.

Befremdlich an der Darstellung ist, dass die Autorin in ihrer Argumentation Akteurinnen, Akteure und Dynastien mit ihren Herrschaftsräumen als rein geografische Anhaltspunkte anführt, nicht nach weltlichen oder geistlichen Fürstentümern unterscheidet und keinen historischen Hintergrund der betroffenen Bereiche gibt. Von den genannten Ärzten und Autoren werden weder die Lebensdaten noch eine Kurzbiografie zur Einordnung angeführt.

Insgesamt bietet das Werk keinen neuen, aber einen angenehm lesbaren Überblick über die literarische Auseinandersetzung mit der Inokulation. Hier zeigt sich einmal mehr, welche grundlegende Vorarbeit für die spätere Vakzination geleistet wurde. Die Sichtbarmachung der Quellen ist ein großes Plus; es fehlt hingegen eine tiefergehende Reflexion, die auch nicht im gerade einmal dreieinhalbseitigen Fazit erfolgt.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90529](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90529)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Lisa Regazzoni, Geschichtsdinge.
Gallische Vergangenheit und französische
Geschichtsforschung im 18. und frühen 19.
Jahrhundert, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg)
2020, XVI–508 S., 42 Abb. (Cultures and Practices of
Knowledge in History, 5), ISBN 978-3-11-067449-1,
EUR 94,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Helmut Zedelmaier, München

Das übergreifende Interesse dieser bemerkenswerten, auf eine Habilitationsschrift der Goethe-Universität Frankfurt am Main zurückgehenden Monografie betrifft die Geschichtswissenschaft gewissermaßen ganz fundamental: Was ist das für ein Ding, auf das sich Historikerinnen und Historiker als Ausweis historischer Wahrheit berufen, was eigentlich ist ein historisches Zeugnis? Die Frage wird nicht abstrakt-theoretisch oder methodologisch-lehrbuchmäßig traktiert, vielmehr konkret an historischem Material exekutiert, in Hinsicht darauf, wie etwas in einer bestimmten historischen Zeit unter bestimmten Umständen zu einem »Geschichtsding« – so der schöne Leitbegriff der Untersuchung – wird. Untersuchungszeitraum ist Frankreich im 18. und frühen 19. Jahrhundert, spezieller Gegenstand die damals zahlreich und vielfältig unternommenen historischen Forschungen zur »gallischen« Vergangenheit. Das besondere Interesse gilt dabei der Rolle, die nicht schriftliche Relikte unterschiedlichster Art und Provenienz gespielt haben. Vier Abschnitte gliedern die Arbeit nach »Einleitung« und »Prolog«: Das erste Kapitel situiert und differenziert das Untersuchungsfeld epistemologisch (»[Ein] Denkmal – was war das?«, S. 37–125), das zweite Kapitel analysiert, wie Relikte der Vergangenheit im 18. und frühen 19. Jahrhundert als »gallische Denkmale« wahrnehmbar und lesbar wurden, welche Evidenzen, Methoden, Praktiken dabei zum Einsatz kamen (»Die gallischen Denkmale im Spannungsfeld zwischen christlichem Universalismus und autochthoner Vergangenheit«, S. 126–204), das dritte Kapitel greift diese Fragestellung erneut auf, nun aber aus anderer Perspektive (»Provincializing Paris: die gallischen Denkmale aus der Sicht der Provinz«, S. 248–366), das vierte Kapitel untersucht, wie »gallische« Denkmale im Gefolge der Französischen Revolution national aufgerüstet wurden (»Denkmale für das französische Volk – das Volk als Denkmal«, S. 367–442). Ein »Epilog« (S. 443–450) reflektiert die Untersuchungsergebnisse im Hinblick auf die Entwicklung der französischen Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jahrhundert.

Die Untersuchungen darüber, was französische Gelehrte im 18. Jahrhundert wie als Zeugnisse »gallischer« Vergangenheit verhandelten, stützen sich auf archivarische und gedruckte Quellen, einen breiten Korpus unterschiedlicher Herkunft: Dom Bernard de Montfaucons »L'Antiquité expliquée et représentée



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

en figure (1719–1724)«, in der erstmals »monuments gaulois« abgebildet und beschrieben wurden, Berichte und Briefe über »gallische Denkmale«, auch historiografische und geografisch-topografische Abhandlungen, Studien über Sitten- und Gebräuche und Naturgeschichten sowie Publikationen in gelehrten Journalen und Periodika. Insbesondere die Quellen zum »gallischen Diskurs« in den französischen Provinzen (Burgund, Elsass bzw. Lothringen, Bretagne) werden in dieser Studie erstmals im Zusammenhang ausgewertet. Besondere Aufmerksamkeit widmet Lisa Regazzoni den zahlreich überlieferten gedruckten und ungedruckten (S. 205–247 in einer Auswahl reproduzierten) Abbildungen von »Denkmälern«, die für die Auseinandersetzung über die »gallische« Vergangenheit konstitutiv waren und »transparent machen, was ihre Urheber an bestimmten Objekten sehen, selektieren, hervorheben oder ausblenden wollten bzw. konnten« (S. 14f.). Mit geradezu penibler Akribie wird auf dieser reichen und vielfältigen Quellengrundlage der Diskurs über die »gallische« Vergangenheit rekonstruiert und anschaulich dargestellt, dass historische Zeugnisse keine festgefügtten Wesen sind, nichts »a priori existierendes« (S. 55), sondern veränderliche, aus komplexen Erkenntnisprozessen, politischen Einstellungen und gesellschaftlichen Kontexten, Wahrnehmungsweisen und Aktivitäten hervorgegangene, damit historisch veränderliche Produkte.

Mit dem besonderen Interesse für Forschungspraktiken und den damit verknüpften Beweisführungen orientiert sich die Studie an Bruno Latours praxeologischem Ansatz. Die Historisierung der untersuchten Praktiken und Diskurse wird aber nicht so weit getrieben, dass historische Episteme als diskontinuierlich, unverbunden aufeinanderfolgend erscheinen, »ohne Übergänge, als getrennte Denkhorizonte«, wie es einmal in einer Kritik von Michel Foucaults »Die Ordnung der Dinge« heißt (S. 28, Anm. 70). Inspiriert von ihrem speziellen Untersuchungsgegenstand versteht die Autorin ihre historische Arbeit im Bild der »archäologischen Ausgrabung, bei der die verschiedenen horizontalen Bodenschichten nicht klar getrennt aufeinanderliegen« (S. 28). Wie »chronologisch auseinanderliegende Erdschichten« im Laufe der Zeit »miteinander in Berührung kommen«, berühren sich auch historische Episteme und greifen ineinander. Wovon sich Regazzoni aber konsequent abgrenzt, hier durchaus in der Tradition von Foucault, sind teleologische Rekonstruktionen. Ausgehend von dem feinsinnig analysierten Geflecht der Bedingungen, Praktiken und Gewissheiten, aus dem der Diskurs über »Geschichtsdinge« damals zusammengesetzt war, kritisiert sie gängige Sichtweisen gegenwärtiger Forschung, etwa die Auffassung, dass die Forschungen zur »gallischen« Vergangenheit im 18. Jahrhundert als »Arbeit an der Nationenbildung« (S. 4) zu interpretieren oder das damalige Interesse für die immaterielle Kultur französischer Bauern, die als historische Spur »gallischer« Sprache und Gebräuche ausgelegt wurde, von der »Praxis der Beobachtung der indigenen Völker in der Neuen Welt durch die Europäer« (S. 252) abzuleiten sei.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die vielen aufschlussreichen Analysen und klugen Beobachtungen dieser innovativen Studie im Einzelnen vorzustellen. Die Arbeit ist kunstvoll komponiert und spannend zu lesen, doch die thematische Engführung auf »gallische Geschichtsdinge« ermöglicht nur sehr bedingt übergreifende Einsichten in den Formierungsprozess der modernen Geschichtswissenschaft. Zurecht weist Lisa Regazzoni im »Epilog« darauf hin, dass die »source totale«, wie sie im 18. Jahrhundert im Zusammenhang der Forschungen zur »gallischen« Vergangenheit imaginiert wurde, »für die Konstruktion der Nationalgeschichte im 18. Jahrhundert« (S. 443) kaum eine Rolle gespielt hat und in der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts auf schriftliche Dokumente reduziert wurde. Zwar öfters konstatiert, doch nicht genauer analysiert wird in der Arbeit, dass die Evidenz schriftlicher Zeugnisse auch die untersuchten Forschungen zur »gallischen« Frühgeschichte im 18. Jahrhundert bestimmte, wie etwa das ständige Bemühen der Gelehrten belegt, schriftlose Monumente wie Menhire mit schriftlichen Zeugnissen (der Bibel, der griechischen und römischen Antike) in Konkordanz zu bringen. Das in der Frühen Neuzeit entwickelte Instrumentarium historischer Kritik orientierte sich am Modell schriftlicher Überlieferung. Auch deshalb beschränkte sich die sich seit dem 18. Jahrhundert als Fachwissenschaft formierende Historie auf schriftliche Dokumente als Quellengrundlage und grenzte sich damit von den in der Studie nur ganz am Rande berücksichtigten neu entstandenen Zivilisationsgeschichten und Geschichtsphilosophien ab, deren bevorzugter Gegenstand die schriftlose Vergangenheit wurde und die statt auf schriftliche Überlieferung und historische Kritik auf Anthropologie, ethnografische Empirie und philosophische Vernunft setzten. Von der »Fixierung auf das Dokument als Schriftstück« (S. 448) löste sich die Geschichtswissenschaft letztlich erst mit der vollständigen Destruktion der »Historia sacra« als historischer Quelle, auf die auch die Forschungen zur »gallischen« Vergangenheit im 18. und frühen 19. Jahrhundert auf unterschiedliche Weise bezogen waren. Erst seit dem 20. Jahrhundert, mit der Einordnung des Menschen in den Zeithorizont der Geschichte der Natur, überwölbt die im 19. Jahrhundert auf unterschiedliche historische Disziplinen mit unterschiedlichen Zeitregimen, Fragestellungen und Beweisführungen aufgeteilte Vergangenheitsforschung wieder ein gemeinsames Geschichtsbild, etablierten sich auch in der engeren Geschichtswissenschaft schriftlose Zeugnisse und damit verbundene Methoden der Beweisführung.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Élise Boillet, Gaël Rideau (dir.), La visibilité du religieux dans l'espace urbain de l'Europe moderne, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2021, 383 p., ISBN 978-2-7535-8200-2, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kilian Harrer, München

In May 2022, a heated political and legal debate erupted in France when the municipal council of Grenoble passed regulations that made wearing a burkini permissible in the city's public swimming pools. *Laïcité* is once again at stake, and the specter of *communautarisme* is haunting the Fifth Republic. This controversy arguably forms a small link in the long chain of struggles over how much public visibility religious groups, whether minoritized or not, can claim in secular societies. In other words, current events corroborate the timeliness of the volume under review. It documents several research workshops held in 2018 and dealing with the visibility of »the religious« (*le religieux*, probably best conceived of in English analogically to the more established expression »the political«) in the urban spaces of early modern Europe. The co-editors, Élise Boillet and Gaël Rideau, have assembled a team of twenty-six contributors, mostly historians but also a few art historians, legal historians, and literary critics. They focus on Catholicism and the major Protestant churches and geographically on France, to a lesser extent on Switzerland and Italy, with a bit of Portuguese and English history sprinkled in as well. Due to the large number of chapters, this review can neither mention nor, a fortiori, do justice to all of them and instead offers merely a few reflections on central premises and recurring themes.

A preface by Boillet as well as an introduction and a conclusion by Rideau frame the collective scholarly undertaking quite impressively. Boillet clarifies that the volume's underlying method consists in interrogating the intertwined logics of religious visibility and invisibility, rather than simply cataloguing the many ways religious presence became visible (as well as audible) in early modern Europe. Rideau, for his part, draws on a wide range of theoretical approaches, ranging from the paradigm of confessionalization to the philosophy of representation elaborated by Louis Marin. In particular, Rideau constructs a chronological arc by using secularization theory. At the time of the Protestant and Catholic Reformations, he argues, the idea that *le religieux* ought to be strongly visible served as a common assumption, uniting the various groups that fought to assert their visibility and erase that of their respective adversaries. By contrast, the 18th century saw the rise of Enlightenment thought, certain strands of which put the public presence of religion as such into question. Voltaire immediately comes to mind here, but Rideau reminds us that Catholic Enlightenment reformism, too, targeted practices such as processions and pilgrimages not least because of their supposedly scandalous public pomp.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

On the whole, the chapters bear out this general argument. For example, there is an interesting parallel between Sarah Pflug's contribution on Catholic Fribourg and Fabrice Flückiger's on Reformed Bern in the 16th century. In both of these Swiss cities, early modern elites insistently visualized their religious agendas not just on church façades and other »obviously« religious elements of urban space, but even through the iconography of public water fountains. As Paula Almeida Mendes shows, an extremely high degree of visibility also accrued in Lisbon to reception ceremonies for newly arrived relics, canonization festivals, and pilgrimages – far into the 18th century (and perhaps beyond?). In other places, however, most notably Paris, things took a different turn between 1750 and 1800, as demonstrated in four chapters by Monique Cottret, Maxime Hermant, Laurent Cuvelier, and Philippe Martin respectively. For example, travelers increasingly described the masses celebrated in Parisian churches as a mere curiosity, and in the 1790s, Catholics found themselves forced to defend the very notion of public worship against the radical currents of the French Revolution.

Yet aside from the fact that Paris was not France (let alone Europe), the volume as a whole does not place excessive analytical weight on 18th-century transformations. After all, in celebrating the Cult of Reason in 1793/1794, even the most radical revolutionaries adhered firmly to a much older logic of using the law to promote some forms of publicly visible worship (*culte public*) while banning others. In grasping the *longue durée* of that tradition, Corinne Leveux-Teixeira's chapter is especially helpful as it reflects on medieval canon law's treatment of Jews and »heretics«. Another brilliant piece by Jérémie Foa reconstructs how and why members of religious minorities rendered themselves invisible in order to escape death during the French Wars of Religion. By emphasizing how often persecutors searched personal belongings and domestic spaces to make heresy visible and thus combatable, Foa also troubles the public/private binary that many other contributors treat as rather interchangeable with the visible/invisible one.

That said, the heavy focus on public space makes sense for most contributors as they analyze collective urban identities – the specific topic of the volume's first section, but also a red thread running through the entire book. In this context, the usage of the word »repère« by various contributors provides food for thought. Highlighting urban religious »markers« or »points of reference« repeatedly proves fruitful, whether with regard to the heterodox humanist academy of 16th-century Modena (Lucia Felici), the challenges of reconstituting religious landmarks after earthquakes and other catastrophes (Alain Cabantous), or Huguenots' attempts to reassert their visibility in martyrological representations of Paris (Nicolas Lombart). Perhaps it would have been worth theorizing this recurring notion of »repères«, for example, as central nodes in networks of urban space? Within the volume, Pierre-Antoine Fabre comes closest to such theorizing, albeit without drawing on network-related concepts; rather, he uses Michel de Certeau's dualism of place and space to discuss how Jesuit as well as



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

urban identities crystallized around newly founded – or even just projected – Jesuit colleges, both strategically and tactically.

In sum, much like any high-quality collective volume, this one appears as an intriguing tapestry, in which numerous admirable miniatures coexist with the occasional, perhaps inevitable loose thread. In his introduction, Rideau formulates the ambition to showcase »a different approach to public space, urban and religious identity, and the spatialized definition of ways of believing« (p. 25). He does not promise too much.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90531](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90531)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michael Stolberg (Hg.), Körper-Bilder in der Frühen Neuzeit. Kunst-, medizin- und mediengeschichtliche Perspektiven, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2021, VIII–354 S., 50 s/w, 100 farb. Abb. (Schriften des Historischen Kollegs, 107), ISBN 978-3-11-073479-9, EUR 89,69.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Eva Lehner, Bonn

Der Sammelband »Körper-Bilder in der Frühen Neuzeit. Kunst-, medizin- und mediengeschichtliche Perspektiven«, herausgegeben von Michael Stolberg, geht auf ein Kolloquium zurück, das 2019 am Historischen Kolleg in München gehalten wurde. In dem Band sind kunsthistorische, geschichtswissenschaftliche und medizingeschichtliche Beiträge zu frühneuzeitlichen Bildern und Zeichnungen von Körpern versammelt. Im Fokus stehen kranke, gebrechliche, versehrte und deformierte, beleibte, hässliche, sexualisierte und erotisierte Körper sowie einzelne Körperteile, Körperoberflächen und das Körperinnere. Damit macht der Sammelband die Pluralität und Vielschichtigkeit frühneuzeitlicher Wahrnehmungen, Deutungen und Verbildlichungen von Körpern sichtbar und – dank der vielen mitunter sogar farbigen Abbildungen – anschaulich. Um es vorwegzunehmen, der Mehrwert des Buches liegt in der Interdisziplinarität der Forschungsperspektiven auf Abbildungen von Körpern und der daraus resultierenden unterschiedlichen methodischen Herangehensweisen. Gemeinsam ist allen vierzehn Aufsätzen, dass sie Bilder nicht als Illustrationen verwenden, sondern als historische Quellen ernst nehmen und zu einem zentralen Bestandteil der Analyse und Interpretation machen. Dabei deutet sich eine Fülle methodischer Zugänge an, die leider nicht systematisch zusammengeführt werden. Im Folgenden werden die einzelnen Beiträge kurz vorgestellt.

In der Einleitung weist Michael Stolberg auf die Omnipräsenz von Körperbildern in der Frühen Neuzeit und das Anliegen der versammelten Beiträge hin, einen Dialog zwischen medien-, kunst- und medizinhistorischen Perspektiven anzuregen. John Henderson widmet sich in seinem Beitrag der Repräsentation von Syphilis (zeitgenössisch: Franzosenkrankheit) während der italienischen Renaissance. Im Zentrum stehen Farbzeichnungen aus Perugia aus dem 16. Jahrhundert. Der Vergleich mit textlichen Quellen ergibt, dass die illustrierten Körper die Symptome und Behandlungsmöglichkeiten der Krankheit im Detail darstellen und diese eben nicht als Geschlechtskrankheit und Sittenverfall moralisieren. Auch Valentina Živković untersucht in ihrem Aufsatz bildliche Darstellungen von Krankheit. Zu den Fresken in der Pestabwehrkirche St. Rochus in Istrien aus dem 16. Jahrhundert gibt es jedoch keine parallelen schriftlichen Überlieferungen. Die Wandgemälde stehen deshalb für sich und werden von der Autorin



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

als religiöse Reaktionen auf die Pest gelesen. Dazu wurde, so zeigt die Autorin, nicht nur das Verhältnis kranker und gesunder, sondern auch menschlicher und göttlicher Körper visualisiert.

Abbildungen und Skulpturen des heiligen Bartholomäus gelten als die wichtigste und bekannteste Darstellung von menschlicher Haut und deren Ablösung vom Körper. Christiane J. Hessler veranschaulicht in ihrem Beitrag zur Haut als inszeniertem »Hüllorgan« deren Geschichte anhand von künstlerischen und medizinischen Abbildungen. Sie zeigt auf, dass auf bildlicher Ebene die Grenzen zwischen Medizin, Religion und Kunst verschwimmen. Die visuelle Darstellung von Haut ermöglichte es, das Körperinnere freizulegen. Diese Ambivalenz von Körperaußen und -innen wird im Aufsatz von Li-Chun Lee in einem transkulturellen Vergleich weiterverfolgt und vertieft. Der Vergleich zwischen chinesischen und europäischen Darstellungen des Körperinneren kann als Plädoyer für eine gründliche Kontextualisierung von Bildern gelesen werden: Die Herausforderung, dass Bilder nicht für sich sprechen, sondern historisiert und kontextualisiert werden müssen, wird besonders bei transkulturellen Vergleichen deutlich, lässt sich aber darüber hinaus für die geschichtswissenschaftliche Arbeit mit visuellen Quellen und materieller Kultur im Allgemeinen geltend machen.

Gegen eine Forschungsperspektive, die eine lineare Entwicklung von akzeptierter Korpulenz in der Vormoderne und deren Abwertung und negative Konnotation in der Moderne festmacht, liest Alexander Pyrges frühneuzeitliche Verbildlichungen von Beileibtheit als ambivalent und fordert eine stärkere Historisierung. Die Frage, woher wir wissen, ob die auf frühneuzeitlichen Bildern zu sehenden Körper zeitgenössisch als beileibt wahrgenommen wurden oder nicht, bleibt dabei jedoch offen. Der kunst- und kulturgeschichtliche Beitrag von Stavros Vlachos zeigt die historischen Veränderungen der Passionsdarstellungen vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit auf. Ab 1400 wurden die Feinde Christi (insb. Juden) mit bekannten körperlichen Fehlbildungen dargestellt. Damit wurden körperliche Deformationen, Krankheiten und Hässlichkeit auf der symbolischen Ebene mit Bosheit assoziiert und müssen deshalb als antijüdisch gelesen werden. Volker Hille widmet sich in seinem Aufsatz einer Schergenfigur im Zyklus der Apostelmartyrien am Westportal des Münsters in Ulm. Diese Figur ist besonders auffällig, weil ihr Gesicht eine Deformation aufweist, die eine Lippenspalte darstellen könnte.

Eine Auswirkung der Kastration von Männern war ein unregelmäßiges Wachstum. Im Fall von Sängern führte es dazu, dass sich das Stimmvolumen stärker ausbildete. In ihrem Vergleich künstlerischer Porträts und karikativer Abbildungen macht Jasmin Mersmann deutlich, dass die Größe der Körper von kastrierten Sängern normalisiert oder überspitzt werden konnte, was auf die Uneindeutigkeit der Visualisierungen von Körpern verweist. M. A. Karritzky untersucht die Darstellungen und Rezeption von zwei international bekannten Schaustellern (Shackshoone und Antonio Martinelli) mit sogenannten Doppelfehlbildungen anhand visueller

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2022.3.90532](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90532)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und textlicher Quellen. Die Ausstellung und zur Schaustellung der körperlichen Andersheiten zeigt, wie wichtig es ist, nach intersektionalen Verschränkungen verschiedener Kategorien zu fragen. Neben körperlicher Versehrtheit, so zeigt die Analyse der unterschiedlichen Quellen, waren auch Hautfarbe und Herkunft bei der Vermarktung der beiden Personen zentral. Besonders interessant ist dieser Beitrag deshalb, weil er auf das Leben, die Familien sowie die Handlungsspielräume der Schausteller eingeht und diese dadurch in ihren sozialen Beziehungen sichtbar werden. Dass die katholische Kirche sich für die Körper ihrer Priester interessierte, zeigt Brendan Röder in seinem Aufsatz. Er fand Skizzen von Körperteilen in gerichtlichen Verhandlungen, die als rechtliches Beweismaterial dienten. Mittels dieser wurde ermittelt, ob die Geistlichen ihren Aufgaben nachkommen konnten. So war für die Überreichung der Hostie eine unversehrte Hand mit fünf kompletten Fingern zentral. Den Visualisierungen kam in diesen Verfahren laut Röder eine beglaubigende Funktion zu, die textliche Aufzeichnungen nicht im selben Maße erfüllen konnten.

Thomas Fischbacher widmet sich in seinem Beitrag einem klassischen politikgeschichtlichen Thema, der Regierungsfähigkeit von Fürsten, legt jedoch einen Fokus auf die bildliche Darstellung von körperlichen Leiden und Gebrechen. Diese stellt er in einen Dialog mit schriftlichen Beschreibungen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass bildliche Darstellungen die Gebrechen eher verheimlichten, auch wenn körperliche Krankheiten kein Hindernis für die Position des Kurfürsten oder Kurprinzen waren. Dabei bestimmte die soziale Position, was als körperliche Beeinträchtigung galt: Gehbehinderungen waren akzeptabel für einen Herrscher, eine Sehbehinderung war ein größerer Makel, der nicht öffentlich repräsentiert oder korrigiert werden konnte.

Sebastian Pranghofer geht in seinem Aufsatz der Frage nach, welche Rolle die Materialität, insbesondere Bilder, für die Rekonstruktion des Lymphsystems im 17. Jahrhundert spielten. Dabei steht das Verhältnis von bildlichen Darstellungen zur Wahrheit im Fokus. Besonders spannend sind die Ambivalenzen von Körpervorstellungen, die angedeutet werden. So begriff man unter Rückgriff auf die Säftelehre den Körper als fluid und im Austausch, wohingegen ein mechanisches Körperbild diesen als statisch fasste. In dem Beitrag von Domenico Bertoloni Mel geht es um die künstlerisch-technische Herausforderung, Textur in anatomischen Abbildungen des 16. und 17. Jahrhunderts nachzuzeichnen. Die verwendeten Drucktechniken beeinflussten diese enorm. Der Autor kann eindrücklich zeigen, dass sich mit Tiefdruckverfahren nur eine bestimmte Textur abbilden lässt und deshalb manche Krankheiten nur mit Hochdruckverfahren präzise dargestellt werden konnten. Am Ende des Bandes plädiert Thomas Schnalke in seinem Beitrag dafür, medizinische Studien nicht nur als Illustrationen zu verstehen, sondern als Objekte historischer Untersuchungen ernst zu nehmen und veranschaulicht dies anhand medizinischer Illustrationen im Werk eines Berliner Anatomen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die versammelten Beiträge bilden ein breites Spektrum an Themen, disziplinären Zugängen und methodischen Ansätzen zu frühneuzeitlichen Körpern und ihren bildlichen Darstellungen, die inspirieren und zum Weiterdenken anregen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90532](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90532)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jacques Szpirglas, Dictionnaire des musiciens de la cour de Louis XIII et des maisons princières (1610–1643). 2 vol., Paris (Classiques Garnier) 2021, 1865 p. (Musicologie, 14), ISBN 978-2-406-12061-2, EUR 119,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nastasia Heckendorff, Jena

Prosopografische Studien zu Musikerinnen und Musikern bilden die Basis für eine facettenreiche Untersuchung der frühneuzeitlichen Musikkultur, – insbesondere für eine Geschichtsschreibung, die sich jenseits von Heroengeschichte(n) und Meisterwerken bewegt. Ein Beispiel solcher Bemühungen ist die Datenbank »Musiciens à Rome de 1570 à 1750« des Centre de musique baroque de Versailles. Basierend auf den Recherchen von Jean Lionnet widmet sie jeder Person einen Eintrag, deren musikalische Aktivitäten in den historischen Quellen irgendwie greifbar sind. Oder das abgeschlossene Forschungsprojekt »Musici« des DHI in Rom in Kooperation mit der École française de Rome, das nach Italien migrierte europäische Musiker ermittelte.

Während Personenkreise italienischer Institutionen der Frühen Neuzeit – kirchliche oder höfische Kapellen, Oratorien oder Stadtpfeifer – verhältnismäßig gut erschlossen sind, muss die Forschungslage im Hinblick auf das Frankreich der Zeit vor Ludwig XIV. als prekär gelten. Lediglich vereinzelte Untersuchungen, etwa Catherine Massips Studie des Mäzenatentums von Gaston d'Orléans¹, ließen das Spektrum an Musikern erahnen, die tatsächlich im Orbit des königlichen Hofes tätig waren.

Jacques Szpirglas nimmt sich diesem Desiderat nun abermals an: Das gerade erschienene zweibändige Lexikon stellt eine Fortsetzung seines 2019 publizierten »Dictionnaire des musiciens de la cour d'Henri IV et des maisons princières« dar und rückt die Zeit der Regentschaft von Ludwig XIII. (1610–1643) in den Blick. Um einiges umfangreicher als der vorausgegangene Teil, verfolgt der Autor das Ziel, eine Zusammenstellung aller nachgewiesenen Musiker am Königshof zu leisten und biografische Informationen über diese aufzubereiten: »les plus exhaustives et autosuffisantes que possible, notamment en terme d'informations comptables, d'actes d'état civil ou notariés« (S. 9). In erster Linie werden also jene Musiker erfasst, die einer der königlichen Institutionen angehörten – Chapelle, Chambre und Écurie. Diesen Personenkreis erweitert Szpirglas um Musiker aus den Kapellen der Königinnen (von Caterina de' Medici bis Marie-Thérèse d'Autriche) sowie der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Catherine Massip, Le mécénat musical de Gaston d'Orléans, in: L'Âge d'or du Mécénat (1598–1661), Paris 1985, S. 383–391.

Prinzen und Prinzessinnen (darunter Gaston d'Orléans). Und auch weitere, mit dem königlichen Hofstaat verbundene Entouragen kommen zur Geltung: etwa die der ab 1644 im französischen Exil und ab 1660 wieder in London lebenden englischen Königin, Henrietta Maria von Frankreich, oder diejenigen der Ersten Minister, Kardinal Richelieu und Kardinal Mazarin. Da diese Hofgesellschaften die Regierungsjahre von Ludwig XIII. übertreten, ist das Lexikon letztendlich für das gesamte 17. Jahrhundert relevant.

Den 652 Personeneinträgen über mehr als 1750 Seiten ist eine knappe Einführung vorangestellt (S. 9–23). Hier erläutert der Autor die Struktur der höfischen Musikinstitutionen, stellt die Kriterien seiner Auswahl vor und gibt einen groben Überblick der Quellen. Aufschlussreich ist eine quantitative Auswertung der Daten (S. 18–23): Das Lexikon erfasst nämlich auch 32 Personen, die keine musikalische Funktion hatten, sondern lediglich mit den Kapellen verbunden waren (Notenschreiber, Instrumententräger ...). Die restlichen 620 Personen mit musikalischer Funktion verteilen sich überwiegend auf die Musikinstitutionen des Königs: 530 Musiker (darunter 84 Komponisten) gehörten der *Chambre*, der *Écurie*, der *Chapelle* und der *Maison militaire* an. Dem gegenüber stehen 126 Musiker in den *Maisons des reines*, 137 in den *Maisons des princes* und 44 in den *Cours étrangers*. Bei den meisten dieser Musiker handelte es sich um Sänger (161) und Violinisten (143). Die kleinsten Gruppen bilden *joueurs de viole* (12) und *d'épinette et d'orgues* (9). An dieser Stelle wäre es auch interessant gewesen zu wissen, ob, und wenn ja, wie viele Musikerinnen nachgewiesen werden konnten. Das Lexikon beschließen eine nach Institutionen gegliederte Auflistung der Akteure, eine vollständige Übersicht der zitierten Quellen, eine Bibliografie und einen Namensindex.

Wie sind die Einträge aufgebaut und welche Informationen lassen sich dem Lexikon entnehmen? Die biografischen Notizen in alphabetischer Sortierung variieren im Umfang von wenigen Zeilen bis zu mehreren Seiten. Von der Zielsetzung, alle greifbaren Informationen möglichst umfangreich und quellennah wiederzugeben rückt Szpirglas nur dann ab, wenn zu einer Person bereits eine Monografie vorliegt. Vier Abschnitte untergliedern die meisten Artikel: Nach dem Kopf mit den Normdaten werden zunächst biografische Informationen zusammengestellt – die Pariser Notariatsakten geben beispielsweise Auskunft über Geldgeschäfte, Immobilienkäufe oder Ämterhandel von Musikern. Darauf folgen die musikbezogenen Aktivitäten, gruppiert nach Institution, etwa die *Chapelle de Musique du Roi* oder die *Maison de Gaston d'Orléans*. In einem Annex sind zuletzt die zu den Informationen gehörigen Quellen samt Regesten zu finden, zum Teil gespickt mit umfangreichen Zitaten. Handelt es sich um berühmte oder kompositorisch tätige Musiker, ergänzt der Autor die Kategorien »Réputation« und »Œuvres«, denen Exzerpte aus normativen Quellen, etwa aus der Zeitung »*La Muze historique*«, und das Werkverzeichnis samt zweifelhafter Zuschreibungen zu entnehmen sind. Von großem Wert sind dabei die akribischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Belege – eine Qualität, die das Lexikon gegenüber herkömmlichen Musik- und Musikerenzyklopädien auszeichnet.

Die im Lexikon zusammengetragenen Informationen sind nicht neu. Studien von Massip² oder Madeleine Jurgens³ erschlossen eine Reihe an Dokumenten, auf die sich Szpirglas bezieht. Die unverkennbare Leistung des Autors liegt hingegen in der Überprüfung und systematischen Zusammenstellung der Daten anhand von Belegen sowie der Synthese vielfältiger Quellentypen. Das Lexikon fungiert somit als neues Standardwerk für die Sozial- und Institutionsgeschichte der Musik in Frankreich während des Ancien Régime.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2022.3.90533](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.3.90533)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

² Catherine Massip, *La vie des musiciens de Paris au temps de Mazarin. 1643–1661. Essai d'étude sociale*, Paris 1976.

³ Madeleine Jurgens, *Documents du minutier central concernant l'histoire de la musique (1600–1650)*, Paris 1967.

Constanze Weiske, *Lawful Conquest? European Colonial Law and Appropriation Practices in Northeastern South America, Trinidad, and Tobago, 1498–1817*, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2021, 343 S., 16 Abb. (Dialectics of the Global, 12), ISBN 978-3-11-068999-0, EUR 79,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Damien Tricoire, Trier

Mit dieser aus einer Dissertationsschrift hervorgegangenen Monografie setzt sich Constanze Weiske ein politisches, kein historiografisches Ziel. Es geht ihr explizit darum, die Forderungen nach Reparationen von Indigenenverbänden aus Venezuela, Guyana, Surinam, Trinidad und Tobago zu unterstützen und ihnen Argumente vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag zu liefern. Der juristische Zankapfel ist die Frage, was denn die Applizierung des Intertemporalitätsprinzips in der rechtlichen Beurteilung der europäischen Kolonisation in dieser Region bedeute. Die Gegner der Indigenenverbände argumentieren, die Kolonisation könne zwar aus heutiger Sicht moralisch verurteilt werden, sei jedoch aus damaliger Sicht legal gewesen. Weiske möchte dieses Argument entkräften und zeigen, dass die Kolonialexpansion im Norden Südamerikas, auch an damaligen Standards gemessen, illegal war. Drei Argumente zugunsten der Rechtmäßigkeit der Kolonialexpansion werden dekonstruiert: Weiskes These ist, dass sich keinerlei Herrschaftsrechte aus 1. der »Entdeckung« neuer Länder, 2. den Eroberungen sowie 3. der Besiedlung und Nutzbarmachung von manchen Territorien ergeben hätten. Um die Legalität der kolonialen Aneignungen einzuschätzen, vergleicht sie Aneignungspraktiken mit Rechtsprinzipien, die sie im spanischen Falle vor allem aus den Schriften des Naturrechtstheoretikers Francisco de Vitoria und teilweise aus päpstlichen Bullen und königlichen Gesetzen und im Falle der Niederländer vor allem aus den Abhandlungen von Hugo Grotius ableitet.

In dieser Rezension soll nicht die Stichhaltigkeit der rechtswissenschaftlichen Argumentation überprüft, sondern nur eine Einschätzung der Monografie aus geschichtswissenschaftlicher Sicht vorgenommen werden. Aus historiografischer Perspektive bringt das primär politische Anliegen des Buches einige Erkenntnisse, aber auch eine Reihe von Lücken und Verzerrungen mit sich. Am überzeugendsten sind die Kapitel zur niederländischen Kolonialexpansion und ihrer rechtlichen Beurteilung durch Zeitgenossen. Weiske kann deutlich nachweisen, dass das *Terra nullius*-Argument (die Ableitung von Herrschaftsrechten aus der Nutzbarmachung unbewohnten Landes) bereits von den allermeisten Zeitgenossen – Spaniern, Niederländern wie auch darüber hinaus – verworfen wurde. Die einzige europäische Nation, die des Öfteren auf dieses Argument



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zurückgriff, waren die Engländer, aber auch diese erachteten es für nötig, Kaufverträge mit Indigenen abzuschließen, womit sie die Herrschaft indigener Fürsten anerkannten. Auch erscheint es deutlich, dass Niederländer in Guyana nicht den Anspruch hatten, eine Jurisdiktion über indigene Bevölkerungen zu üben, die außerhalb der ohnehin relativ bescheidenen Kolonien lebten. Die Autorin überzeugt, wenn sie die im 18. Jahrhundert noch minimale europäische Präsenz in der Region betont und somit zeigt, dass die Europäer auch an den Prinzipien von Grotius oder des englischen Common Law gemessen nur an einigen Orten Besitzrechte durch Ansiedlung erworben hätten. In den Kapiteln zu Spanien kann Weiske geltend machen, dass das Prinzip, wonach Spanier und Portugiesen Herrschaftsrechte aus ihren »Entdeckungen« ableiten könnten, in ganz Europa, an der Kurie und in Spanien selbst höchst umstritten war. Auch überzeugt der Hinweis darauf, dass in der Regel die Verbreitung des Evangeliums an sich nicht als ausreichender Grund für eine gerechte Eroberung von fremden Territorien galt. Schließlich ist sicherlich der Autorin beizupflichten, wenn sie die geringe spanische Präsenz in vielen Territorien unterstreicht und die großen Schwierigkeiten, auf die die spanische Expansion in der Region stieß.

All diese Tatsachen sind an sich richtig, doch auch nicht wirklich neu, was den Wert des Buches aus geschichtswissenschaftlicher Sicht deutlich mindert. Vor allem aber bringt die Priorisierung der politischen gegenüber den geschichtswissenschaftlichen Zielen einen Verlust an analytischer Schärfe mit sich. Die rechtshistorischen Diskurse in Vitoria, Grotius oder den päpstlichen Bullen werden nicht kontextualisiert, sodass die polemischen Wirkungsabsichten und die damaligen Kontroversen unbeleuchtet bleiben. Historisch Interessierte werden hier kaum Informationen gewinnen, die es ihnen ermöglichen, diese Quellen zu interpretieren. Die Autorin kanonisiert die frühneuzeitlichen rechtstheoretischen Texte, anstatt sie kritisch zu betrachten: Sie setzt einfach die Inhalte dieser Quellen mit dem damaligen Recht gleich und vernachlässigt somit auch die Tatsache, dass deren Autoren sich gegen rechtliche Praktiken wandten, die zahlreichen Zeitgenossen als legitim betrachteten.

Ein weiteres Problem lautet, dass Weiske die Komplexität und Bandbreite der europäisch-indigenen Begegnungen und Interaktionen auf ein beinahe rein konflikthafte Aufeinanderprallen reduziert. Um zu demonstrieren, dass Indigene niemals die Herrschaft der Europäer akzeptiert hätten, baut die Autorin – trotz gelegentlicher Verweise auf indigene Verbündete europäischer Mächte – eine Dichotomie zwischen Indigenen und Europäern auf, die so nicht zu halten ist. Man erfährt im Endeffekt so gut wie nichts über die Konflikte zwischen indigenen Akteuren, ihre unterschiedlichen Zielsetzungen und Strategien sowie das komplexe politische Spiel in der Region, an dem Europäer teilnahmen.

Am wenigsten überzeugen die Kapitel zu der Geschichte der katholischen Missionsgebiete. Damit keine Herrschaftsrechte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

aus dem Aufbau von Missionen durch katalanische Kapuziner im heutigen Venezuela abgeleitet werden können, entwickelt die Autorin ein deutlich verzerrtes Bild dieser Reduktionen. Erstens suggeriert sie, die Missionare hätten nicht im Auftrag der Krone gehandelt. Zwar stimmt es, dass im Rahmen der »Conquista espiritual« die spanischen Könige nur eine indirekte Herrschaft über die amerikanischen Grenzländer ausübten und die Missionsgebiete eine weitgehende Autonomie besaßen. Dennoch ist es problematisch, polemische Quellen gegen die Missionare zu benutzen, um – wie die Autorin es tut – zu argumentieren, die Kapuziner hätten unabhängige politische Gebilde gegründet. Zweitens behauptet Weiske, die Kapuziner hätten ihre Reduktionen rein durch »violent removal« der lokalen Bevölkerung aufgebaut. Sie lässt dabei vollkommen im Unklaren, wie denn Mönche ohne Armee dies hätten erreichen können, und tut der Komplexität der Beziehungen zwischen Missionaren und den konvertierten Indigenen, die in den Missionsgebieten lebten, Unrecht. Drittens lässt sie die Tatsache beiseite, dass die Bevölkerung der Reduktionen zur Zeit der bolivarianischen Revolution – die freilich außerhalb des Untersuchungsraums liegt – sich gegenüber der spanischen Krone loyal verhielt. So muss leider festgestellt werden, dass es der Geschichtswissenschaft nicht wohl bekommt, wenn sie der Politik dienstbar gemacht wird – selbst wenn die Intention gut ist.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Zechner, Steinbock, Mensch und Klima. Das Ende der letzten autochthonen Steinwildpopulation der Ostalpen im Zillertal, 1687–1711, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2022, 280 S., 37 Abb. (Umwelthistorische Forschungen, 10), ISBN 978-3-412-52396-1, EUR 50,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Aline Vogt, Basel

Während heute wieder ungefähr 53 000 Tiere existieren, waren Steinböcke Ende des 19. Jahrhunderts beinahe ausgestorben. Bereits seit dem Spätmittelalter waren sie zunehmend gefährdet. Eine der wenigen Ausnahmen war das hintere Zillertal im Tirol, das Andreas Zechner in seiner Studie untersucht. Dort existierte Ende des 17. Jahrhunderts noch eine Population von ungefähr 180 Tieren. Dass diese innerhalb kürzester Zeit, nämlich bis spätestens 1711, verschwand, wurde lange durch Legenden und Mythen erklärt. Zechners Studie untersucht erstmals die historischen Gründe für das Aussterben der Steinböcke im Zillertal. Dazu verwendet er einen interdisziplinären Ansatz, der sowohl menschliche als auch klimatische Bedingungen als historische Wirkmächte berücksichtigt. Methodisch verortet sich die Studie damit zwischen den Human-Animal Studies und der Klimageschichte. Zechner stützt sich vor allem auf Quellen aus den Salzburger und Tiroler Landesarchiven, wie Sitzungsprotokolle der zuständigen Jagdbehörde, Aktenbestände der Hofkammer sowie Polizei- und Pfliegerichtsakten. Ergänzt werden diese Quellen durch nachträgliche naturwissenschaftliche Aufzeichnungen. Während diese Quellen Rückschlüsse auf die anthropogenen Faktoren geben, die zum Aussterben der Steinböcke geführt haben mochten, werden die natürlichen Faktoren, insbesondere die Witterungsbedingungen, anhand von Forschungsergebnissen aus der Klimageschichte, sowie zeitgenössischen Tagebüchern, Chroniken, Zeitungen und Verwaltungsakten rekonstruiert. Im Anschluss werden die Auswirkungen dieser Bedingungen auf die Steinböcke untersucht, indem die Mechanismen, die in der heutigen Literatur über die Wildtiere eine Rolle spielen, auf das 17. und 18. Jahrhundert übertragen werden.

Neben der Einleitung ist das Buch in drei weitere Einheiten gegliedert. Teil zwei stellt die Rahmenbedingungen dar, unter denen Steinböcke im frühneuzeitlichen Europa lebten. Dass es seit dem Spätmittelalter immer weniger von ihnen gab, wird mit Verweis auf die Literatur mit der sogenannten kleinen Eiszeit, der Ausweitung der Almwirtschaft, Krankheiten und der Bejagung durch den Menschen erklärt. Letzteres geschah unter anderem wegen der magischen Schutz- und Heilwirkung, die dem Steinbock zugeschrieben wurde. Im Zillertal wurde ein Rückgang der Steinbockpopulation durch die Schon-Verordnungen verhindert, die Johann Ernst Graf von Thun erließ, der Erzbischof,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der im Untersuchungszeitraum 1687–1711 Jagdherr des Gebiets war. Dieser erhöhte die Anzahl der Jäger, die mit dem Schutz des Zillertals vor Wilderern betraut waren. Zudem wurde die Alpbeweidung mit Ziegen und Schafen eingeschränkt, um Futterkonkurrenz und die Übertragung von Krankheiten zu vermeiden. Zechner geht davon aus, dass die Steinbockpopulation dank dieser Maßnahmen bis 1694 sogar deutlich anstieg. Für die Zeit danach sind keine Zahlen mehr verfügbar, erst ein Protokoll von 1711 legt nahe, dass die Population in der Zwischenzeit trotz ihrer Größe ausgestorben sein musste.

Im dritten Teil geht Zechner auf die anthropogenen Einflüsse ein, die beim Verschwinden der Population eine Rolle gespielt haben könnten. Die viel zitierte Wilderei weist er aufgrund mangelnder Quellenbelege als mögliche Ursache zurück. Eine weitere Bedrohung der Steinböcke war die Jagd durch den Erzbischof. Dieser ließ auch immer wieder Tiere lebend einfangen, um sie in seinen Tiergarten in Hellbrunn zu bringen. Außerdem versuchte er 1698 eine neue Steinbockkolonie im Tennengebirge zu gründen und entnahm dafür Tiere aus dem Zillertal. Basierend auf einer Populationsprognose, die sowohl bekannte als auch geschätzte Zahlen zu gewilderten, gejagten und gefangenen Tieren miteinbezieht, geht Zechner davon aus, dass insbesondere diese Fangjagden den Bestand markant reduziert haben müssen. Seine Berechnungen ergeben aber auch, dass die Zillertaler Population 1708 noch ungefähr 106 Individuen umfasst hat. Dass sie nur drei Jahre später vollständig zusammenbrach, kann Zechner zufolge also nicht allein mit anthropogenen Einflüssen erklärt werden, auch wenn sie durch diese bereits an den Rand ihrer Überlebensfähigkeit gebracht worden war.

Im vierten Teil beschreibt Zechner, welchen Einfluss natürliche Umstände auf diesen Restbestand gehabt haben könnten. Dazu gehört insbesondere der »Große Frost« im Winter 1708/1709, in dem die Temperaturen drastisch sanken und die Niederschlagsmengen anstiegen. In den Zillertaler Alpen habe dies einen früheren Wintereinbruch und höhere Schneedecken zur Folge gehabt, sodass die Steinböcke weniger Fettreserven anlegen konnten. Dass die Schneefälle im Frühjahr so lange anhielten, musste schließlich dazu geführt haben, dass viele Tiere, weil sie nicht rechtzeitig neue Nahrung fanden, den Hungertod starben. Dazu kam ein erhöhtes Unfallrisiko durch Lawinen und vereiste Oberflächen. Abschließend stellt Zechner also fest, dass eine Mischung aus anthropogenen Faktoren und meteorologischen Bedingungen für das Aussterben der Zillertaler Steinböcke verantwortlich gewesen sein müsse.

Insgesamt ist Zechners Buch eher eine klimageschichtliche als eine tiergeschichtliche Studie. Während vor allem im dritten Teil die Wetterbedingungen äußerst weitläufig beschrieben werden, erscheinen die Steinböcke selbst weniger als Akteure der Geschichte, denn als Opfer menschengemachter und klimatischer Bedingungen. Auch eine Durchbrechung der Kategorien »Kultur« und »Natur«, ein zentrales Anliegen vieler tiergeschichtlicher



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ansätze, lässt sich bei Zechner nicht ausmachen. Eben diese Kategorien strukturieren vielmehr sein Buch. Wer sich allerdings dafür interessiert, wie sich vergangene Wetterphänomene auf die zeitgenössische Tierwelt ausgewirkt haben mochten, findet bei Zechner viele interessante methodische Ansätze. Es bliebe vielleicht zu fragen, ob sich die Erkenntnisse gegenwärtiger Forschungen zu Steinwildpopulationen eins zu eins auf die historischen Tiere übertragen lassen. Außerdem vermisst die Rezensentin eine Auseinandersetzung mit kritischen Stimmen zu einzelnen Klimahistorikern. Dies gilt insbesondere für Wolfgang Behringer, dessen »zuweilen deterministisch anmutenden« Argumente Zechner zwar kurz anspricht (S. 23), auf den er aber trotzdem immer wieder verweist. Behringer wurde dafür kritisiert, dass er durch seinen eurozentrischen Ansatz, sowie einen unsauberen Umgang mit der Literatur den Eindruck erweckt, dass die globale Erwärmung im Vergleich zu vergangenen klimatischen Bedingungen harmlos sei¹. Dabei zeigt gerade Zechners Studie, wie heikel die Rekonstruktion klimatischer Auswirkungen der Vergangenheit ist. So spricht er selbst von einem »zugebenermaßen hypothetischen Charakter« seiner Annahmen (S. 224). Die schlechten meteorologischen Bedingungen sind bei Zechner zudem nur ein Faktor, der ohne den menschlichen Einfluss nicht zu einem Aussterben der Steinböcke geführt hätte. Dieses insgesamt überzeugende Ergebnis ist vor allem seinem akribischen Umgang mit dem Quellenmaterial zu verdanken, aber auch dem Versuch, mit Hilfe von interdisziplinären Ansätzen zu verstehen, wie sich verschiedene Einflüsse in der Geschichte nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf die Tierwelt ausgewirkt haben.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Vgl. Rüdiger Haude, »Keep calm«? A critique of Wolfgang Behringer's »A Cultural History of Climate«, in: Journal of Environmental Studies and Sciences 9.4 (2019), S. 397–408.